

Die

Prinzessin von Wolfenbüttel.

Druck von Hoffmann

Der Stoff dieser Geschichte ist nicht mehr ganz unbekannt. Reisebeschreiber und Historiker erwähnten der außerordentlichen Begebenheit, welche in diesen Blättern erzählt ist. — Mit vielen Nebenumständen machte sie zuerst ein Unbekannter in den *Pièces intéressantes et peu connues, pour servir à l'Histoire etc.* weltkundig. — Fast auf gleiche Art beschrieb sie der Chevalier Le Bossu in seinen *Nouveaux voyages d'Amérique septentrionale*. Doch ihm selbst schien sie an Fabel zu grenzen. Je vous avoue (sagt er Seite 48), que quoique je tiennne tous ces faits d'un assez grand nombre de personnes dignes de foi, je ne voudrais cependant pas en garantir l'authenticité.

Die Geschichtschreiber Rußlands verschweigen das Faktum, oder erzählen es, wie es öffentlich angegeben ward. Peter Heinrich Bruce meldet sogar den Tod der Großfürstin mit einer Umständlichkeit, welche fast die Wahrheit desselben nicht bezweifeln läßt.

In dem Journal: Flora, Deutschlands Töchtern geweiht (Jahrgang 1797, Mai), befindet sich unter der Rubrik: die deutsche Prinzessin, ebenfalls ein Auszug jener Geschichte, mit einigen nähern Umständen über den letzten Aufenthalt der Fürstin in Europa.

Erstes Buch.

An Laurent Bellisle der Chevalier d'Aubant.

Petersburg, 13. August 1714.

Endlich, geliebter Bellisle, endlich sind meine Wünsche gekrönt! Bald fehr' ich nun in Ihre Arme zurück, um im Schooße der ländlichen Natur mit Ihnen auf Ihren Gütern einige Monden zu ver-

leben. O wie ungeduldig sehn' ich mich nach dem Augenblicke der ersten Umarmung! und wie viele hundert Stunden sind es von hier, dem traurigen Norden, bis zu den blühenden Gefilden Frankreichs!

Schon seit einem halben Jahre bat ich um Entlassung. Vor wenigen Tagen erst erhielt ich sie, und zwar von Sr. Majestät, dem großen Czar selbst, in den gnädigsten Ausdrücken. Ich wohnte dem in den Jahrbüchern der russischen Monarchie unvergeßlichen Tage von Mäland bei, wo fast die ganze schwedische Flotte erobert ward. Das Glück war mir hold. Ich focht auf dem Schiffe und an der Seite des Czars, welcher diesmal unter dem Admiral Apraxin die Vorhut befehligte. Der schwedische Vize-Admiral Grenschild, uns fast an Stärke gleich, eröffnete den Angriff, indem er eine Fregatte vorrücken ließ, um unsere Bewegungen und unsere Macht zu beobachten. Bald ward das Treffen allgemein; bald donnerten aus tausend Schlünden alle Schiffe einander Verwüstung und Tod entgegen. Der Czar, mitten in Dampf, Flamme und Vernichtung, war so kalt, ich möchte sagen, heiter, als schwebte er in seinem eigenthümlichen Element, wie der Salamander im Feuer. Eins ums andere, ward er bald Matrose, bald General, bald Steuermann, bald Soldat. Seine Geistesgegenwart, sein Heldenthum hätte auch den feigsten Knecht beseelen müssen. Zwei Stunden dauerte der höllische Kampf; Trümmer und Leichname tanzten auf den wilden Wogen des Meeres, und das Geschütz rauschte unaufhörlich, das ungeheure Elend zu vermehren. Durch eine kühne Wendung gelang es uns, der feindlichen Flotte den Wind abzugewinnen, sie zu trennen, einen Theil derselben zu umzingeln zwischen den Klippen, und sie erobert in den Hafen von Abo zu führen.

Der Czar war nach diesem Siege so vergnügt, wie ich ihn nie gesehen. Mehrere der vornehmsten Offiziers von den andern Schiffen kamen herbei, ihm Glück zu wünschen. „Wer hätte das vor zwanzig

Jahren denken sollen," rief der Czar, „daß wir Russen in selbst-erbauten Schiffen heut auf dem baltischen Meere schlagen und siegen könnten!"

Nachdem er die nöthigen Befehle ertheilt hatte, die Segel gegen die Insel Åland zu richten, um sich ihrer zu bemächtigen, ließ er mich vor sich berufen. Er unterschrieb noch einige Befehle, trank ein großes Glas voll Brantwein mit einem Zuge leer, stand dann auf, umarmte mich und sagte: „Junger Mann, du hast dich brav gehalten! Wie heißt du?" — Chevalier d'Aubant, Ihre Majestät. — „Gut, sollst Obrist sein! geh' an deinen Posten, und diene mir ferner wie heut'!"

Die Gnade des Czaren rührte mich tief. Doch benutzte ich den vortheilhaften Augenblick, meine Entlassung zu begehren. Ich erzählte ihm das Wesentlichste von meinen Verhältnissen in Frankreich, vom Tode meines Vaters, und von der Nothwendigkeit meiner Heimkehr, die zerrütteten Vermögensumstände meiner Familie in Ordnung zu bringen. Der Monarch hörte mich schweigend an, drückte mir dann die Hand, und sagte: „Ich verliere ungern wackere Leute; aber geh' denn, ich will's nicht wehren."

Bald nachher, sobald wir wieder in Petersburg angekommen waren, ward mir der Entlassungsbrief ausgefertigt, nebst der Einladung, an allen Feierlichkeiten und Festen des Hofes Theil zu nehmen, so lange ich noch in Petersburg verweile. Dergleichen schlägt man nun nicht gern aus, besonders, da ich noch einen Theil meiner fahrenden Habe erwarten muß, welche in Moskau zurückgeblieben ist. Ich beschäftigte mich inzwischen, die neuen Anlagen zu sehen, welche der Monarch mit jedem Tage vervielfacht; und wahrlich, man muß Jahre zu Hilfe nehmen, um nur das Alles mit seinen Augen durchlaufen zu können, was dieser außerordentliche Mensch in einem so kurzen Zeitraum erschaffen hat. O wie elend winzig ist das Leben von tausend Königen gegen das Leben

dieses Einzigen, in welchem fast jede Stunde die Geburtsstunde eines riesenhaften Werkes ist!

Das Schlachtfeld von Pultawa, wo Peter seinen fürchterlichen Nebenbuhler Karl XII besiegte und Schwedens Macht zertrümmerte, reihete ihn zu den ersten Feldherren seiner Zeit; auf den Gewässern von Mland gewann er den Ruhm des Seehelden, und sich, von ihm selber, die Würde eines Vize-Admirals. Seit eilf Jahren gründete er an den Sümpfen des Newastroms eine neue Stadt, er selbst war Baumeister und Meszkünstler; jetzt dehnt sich dort das unermessliche Petersburg Meilen weit aus. Noch immer wird hier gearbeitet; über vierzigtausend Russen und eine zahllose Menge schwedischer Kriegsgefangener sind täglich beim Bau beschäftigt.

Und alles das, wovon die Hälfte hinreicht, einen Fürsten unsterblich zu machen, sind nur seine geringsten Thaten. Er ist Gesetzgeber und Umwandler seines Volks zugleich. Er führt die barbarischen Nationen des unbekannten Nordens in die gesittete Welt ein; er hat der herrschsüchtigen Priester Glaubenswüthigkeit und Aberglauben gezähmt, ihre Gewalt zerbrochen, den Titel des Patriarchen abgeschafft; er selbst ist das Haupt des Klerus. Er hat sich ein neues Volk gebildet, sich Armeen geschaffen, eine Hauptstadt des Reichs gebaut, sich Flotten auf dem Meere gezimmert, und den Künsten und Musen Roms und Griechenlands in den Wäldern des moskowitzischen Landes Altäre errichtet. — Diesem Manne darf seine Nachwelt kein Denkmal bauen, denn jedes wäre armfeliger Tand und Zeuge eines beschränkten Geistes der Erbauer. Sein ungeheures Monument, welches er mit eigener Hand für die Ewigkeit aufführte, steht. Europa und Asien sind die Basis desselben, sein Name ist — Rußland.

Aber was treib' ich? Verzeihen Sie, lieber Bellisle, wenn Sie statt eines Briefes eine Lobsschrift auf den großen Mann er-

halten, der, so lange die Geschichte der Welt erzählt, keinen Nebenbuhler in ihr findet unter all den tausend Fürsten der tausend Völker, die einst waren. Romulus und Numa, wenn sie eine Räuberhorde zum regelmäßigen Staat bildeten, thaten viel; aber was ist ihr Werklein neben dem russischen Kolosß, umringt von ungleich polizirten Staaten? Karl der Große dürfte vielleicht mit dem Ruhm Peters in die Schranken treten, wenn gleich ohne Hoffnung des Sieges!

Ich kehre zurück nach Frankreich; aber die Erinnerung an das, was ich Großes gesehen, wird mich dahin begleiten, und unter dem ungeheuern Maßstab, mit welchem ich künftig die Verdienste unserer Minister, Feldherren und Fürsten messen werde, wird zu einer Erbärmlichkeit zusammenschrumpfen, was ich sonst für bewundernswerth gehalten. Zum Hofmann wenigstens bin ich einmal bis auf den Grund verborben.

O Bellisle, wie dünkt sich jedes Fürstlein groß, wenn es von dem Uhrwerk des Staats, welches einmal eingerichtet ist, den Staub abgeblasen hat, daß es nicht stocke! Wie bläht sich ein General, und meint, wenn er einige Schlachten gewonnen, es dürfe Niemand ferner mit ihm verglichen werden! Was träumt nicht ein Minister oder Rathsherr von seiner Herrlichkeit, wenn er einen Gesetzesentwurf gegeben und dessen glückliche Folgen wahrnimmt! Eitelkeit und Dünkel sind die unfehlbaren Zeugen der Geisteskleinheit. Mit stiller Majestät geht der Strom, wo er reichbefrachtete Schiffe führt.

Der Czar hat übrigens das Schicksal aller Sterblichen, welche von Zeit zu Zeit, wie Erscheinungen aus einer bessern Welt, in die unsrige treten, um sie zu erleuchten, zu veredeln, zu erheben. Wo man ihn verehren sollte, wird er gehaßt. Sein Werk war ihm nicht leicht. Er hatte mit Gefahren von tausend Arten zu ringen. Die Pfaffen verfluchen ihn heimlich; die Bauern ver-

wünschen ihn; die Bojaren verlästern ihn; die Strelitzen möchten ihn umbringen — genug, all das reichere und ärmere Gefindel, der träge erdenklöfliche Pöbel in allen Ständen, deren Ansehen, Geburtsrang, Herrschaft, Privilegien, Vorurtheile, Aberglauben, Einbildungen und Grillen verletzt wurden, diese moralischen Vielfraße, welche nichts als ihr eigenes, schwammiges Etwas kennen, und unbekümmert um das von Vernunft gebotene Bessere, sich nur in ihrem alten, hergebrachten Schlamm wohl fühlen — alle diese bilden eine alberne, feige Verschwörung um den Erhabenen. An ihrer Spitze steht des Czars eigener Sohn — der Großfürst Alexis.

Dieser junge Mensch, weit entfernt, wie einst Alexander, um die Großthaten seines Vaters zu weinen, daß sie ihm nichts zu thun mehr übrig lassen, spielt den Altklugen, und zuckt die Achseln über die Erhabenheit dessen, der sein Urbild sein sollte. Er meidet den Hof, und gibt sich mit unwissenden Russen ab, die seiner Eitelkeit schmeicheln, und mit ihm im Branntweinsaufen wetteifern. Ist er in Moskau oder Petersburg, so sieht man ihn, statt von Künstlern, Gelehrten, Feldherren und Staatsmännern, von schmutzigen Pfaffen umgeben, die ihn beneiden, als ächten, altgläubigen, braven Russen, der den heiligen Schlendrian liebt, und Neuerungen haßt, in denen sie nicht glänzen können, weil sie nicht Geist, Bildung und Kraft genug haben. Jetzt ist der Großfürst Alexis in den Bädern von Karlsbad, wohin er seine Beischläferin Euphrosine, ein Mädchen aus der niedrigsten Volksklasse, eine Finnländerin, glaub' ich, mitgeschleppt hat. Sein Vater, der Czar, soll deswegen aufgebracht gegen ihn sein, besonders da die Gemahlin des Großfürsten erst seit Kurzem von einer Prinzessin entbunden worden, und in gefährlichen Umständen war. — Doch kein Wort mehr von diesem Unwürdigen, auf den alle Moskowiten

hoffen, daß er der Wiederhersteller ihrer langen Bärte und abenteuerlichen Landestrachten sein soll.

Morgen mehr! Heute ist Ball im Peterhof.

14. August.

Sie müssen nun freilich nicht glauben, lieber Bellisle, daß die weitläufige Hauptstadt des russischen Reichs, welche kaum seit zehn Jahren besteht, an Pracht und Schönheit wetteifern könne mit unserm Paris. Sie suchen vergebens die Louvres, Tuileries, Notredames, Boulevards und Quais. Hier sind die meisten Häuser noch von Holz, und zwar Balken auf Balken gelegt, die nur nach der innern Seite zu mit der Art glatt gehauen sind, ungefähr wie die Hütten schweizerischer Alpenböden. Sie sind mit Schindeln oder auch nur mit Brettern gedeckt, und um den Regen besser abzuwehren, hat man die untere Dachseite entweder mit Rinden von Birkenbäumen oder die obere mit grünen Rasen belegt, daß sie im Sommer, von oben herab angesehen, Bruchstücken einer von Erdbeben gebrochenen Wiese gleichen. Es gibt bis jetzt in Petersburg nur wenige von Steinen aufgeführte Gebäude. Die Wohnung des Czaren, des mächtigsten Monarchen von Europa und Asien, erhebt sich am Ufer der Newa, aus Mauersteinen erbaut, zwei Stock hoch. Sie hat das einzige Annehmliche, daß man von hier aus den größten Theil der Stadt und der Festung übersehen kann. Auf Befehl des Czaren müssen jetzt alle Großen des Reichs ihre Gebäude massiv aufführen. Ueberall erblickt man Fuhren, Steinhauer, Kalkbrenner, Maurer und Zimmerleute. Das unermessliche Petersburg stellt im Kleinen ein Bild von dem Weben und Treiben in der ganzen Monarchie dar, welche gleichsam von Grund auf neu errichtet wird. In der Stadt selbst ist noch Alles so neu, daß ich Ihnen nicht einmal sagen kann, wo ich wohne; denn die

wenigsten Straßen haben allgemein eingeführte Namen. Man muß sich durch bekannte Leute führen lassen, um nicht in dem weiten Labyrinth Tage lang zu verirren.

Die Gegend umher ist nicht reizend, sondern unwirthlich, reich an Sümpfen, Gewässern, unfruchtbaren Heiden und Wildnissen. Alles das erwartet noch eine ordnende, verschönernde Hand späterer Zeiten. Der Pflug hat diesen kaltgründigen Boden nur in sparsamen Versuchen hin und wieder aufgebrochen. Alles ist daher theuer, weil die Lebensmittel aus den entlegensten Gegenden viele hundert Stunden weit zugeführt werden müssen. Nicht einmal zahmes Obst wächst hier umher, sondern die einzige genießbare Frucht, die von der Erde freiwillig gegeben wird, sind Erbschwämme. Die Waldungen herrschen noch unübersehbar; aber meistens von düsterm, traurigem Ansehen. Statt des lachenden Grüns der Buchen und Eichen sieht man nur Weiß- und Rothtannen, allensfalls auch Birken, Ulmen, Espen und Erlen. Die Eichen muß man von Kasan holen. Ein glücklicher Einfall des Czaren war der Befehl, welcher jeden Hausbesitzer verpflichtete, Linden vor seinen Thüren zu pflanzen.

Um Ihnen von dieser Hauptstadt der größten Monarchie Europas mit wenigen Worten einen Begriff zu geben, darf ich Ihnen nur sagen, daß man noch letzten Winter vor den Thoren derselben auf Wölfe und Bären Jagd machte; daß man hier fast acht Monate lang Winter, und an den kürzesten Tagen desselben die Sonne kaum drei Stunden lang sieht, so wie man sie in den längsten Tagen des Sommers kaum drei Stunden am Himmel vermißt, und die Sommernächte eigentlich nur aus Morgen- und Abenddämmerung zusammengesetzt sind.

26. August.

Sie werden mir's daher gern glauben, daß ich nicht ehrgeizig genug bin, mein Leben, welcher Preis mir auch angeboten werden

könnte, in dieser Wilde zu beschließen. Doch eben so wenig würd' ich die rauhen Tage, so ich in derselben unter Kriegsgetümmel und Gefahren aller Art genoß, meinem Gedächtniß ablaufen lassen. Wir leben unterm Monde nur einmal! und ein Thor ist's, welcher sich nicht so wohl bettet, als er immer kann. Jetzt sehne ich mich nach Stille, und in die Schatten meiner heimathlichen Haine zurück. Ich stehe in der Mitte meiner irdischen Laufbahn, und will die zweite Hälfte meiner Stunden in süßer Ruhe verzehren, da ich die erste in mannigfaltiger Geschäftigkeit durchflogen habe.

Ich denke mir den Erdball zuweilen wie einen weittläufigen Ameisenhaufen; und vergleiche die Menschen mit jenen betriebsamen, rastlosen Thierchen. Wie klein erscheinen mir da die Sterblichen mit ihrem Thun; sie bauen für einen Tag; der folgende zerstört's. Das Geschöpfchen, welches eine weite Kammer voll Weihrauch zusammengeschnuppelt hat, und sich in seinem eingebildeten Reichthum gefällt, ist's denn reicher und glücklicher, als die andere Ameise, welche nur immer so viel hat, als sie eben bedarf? Dem Menschen gehört nicht, was er genießen kann, sondern nur, was er genoß und genießt. Ein Hauch! und was er hatte, wird das Habe von Andern. Drum quält mich der Kummer um Reichthum nicht; wer seine Bedürfnisse eben stillt, ist reich — der Besitz alles Andern nur Besitz todten Staubes. Und wenn die Ameise Tausenden Befehle gibt, die um sie herum irren, und Tausende sie nennen, ist sie darum mehr, als ein schwaches, hinfälliges Insekt? Was ist's mit dem Ruhm der Menschen anders? Rein wirkliches Gut, sondern ein verächtliches, kleines Spiel der sich selbst kigelnden Phantasie. Ich lobe mir das Thierchen, welches sein kurzes Dasein mit Wucher anlegt; überall ist, Alles sieht, Alles genießt, und nicht mit hohlen Einbildungen sich begnügt, und so ist's mir wohl. Der Erdball ist mein Vaterland; ich hab' ihn ziemlich durchkreuzt; ich bin mit Bettlern und Fürsten

zu Tisch gegessen; ich habe mit Katholiken, Juden, Griechen und Lutheranern Brüderschaft geschlossen; ich habe die Kriege der Menschen mitgemacht, und es fast in allen Ständen längere oder kürzere Zeit versucht, wie sich's darin lebt.

Das hat mich zum Philosophen gemacht; doch bin ich's nur erst halb. Es kleben mir noch so viele Ammenmärchen und Grillen aus meinen Kindheitstagen an. Ich will sie aber abstreifen, wie man Kletten abstreift, die man auffängt, während Blumen gesammelt werden sollen. Wir glauben nicht mehr an Gespenster und Teufelskünste; aber wir glauben noch an viel andere, viel schädlichere Dinge, die unsern Geist verkrüppeln, und unser ganzes Dasein verbittern können. Unsere Erziehungskunst liegt fürwahr noch in der Wiege, trotz aller hochberühmten Männer, die sie zu veredeln glaubten, und trotz aller Bibliotheken, die sie zusammen schreiben.

Sie verstehen mich nicht, geliebter Bellisle! und ich glaub' es gern. Wollen Sie Geduld mit mir haben, so will ich Ihnen die Erklärungen geben in diesem Briefe. Legen Sie dies Blatt tausenden Ihrer Mitbürger vor; sie werden es lesen und wieder lesen und doch nicht verstehen. Wer die Weihe in meine Mysterien haben will, muß die Welt so von allen Seiten gesehen haben, wie ich, und gelernt haben, daß das Wesen nicht Schein, und der Schein nicht Wesen sei.

Ich habe die beste Erziehung von der Welt genossen, was man nun so heutiges Tages die beste nennt, und bin doch sehr verdorben worden durch die Menge der Vorurtheile, welche mir mit der Muttermilch eingeflößt wurden. Ein gesunder Leib ist nicht derjenige, dessen bleiche Wangen mit Carmin geröthet, dessen fehlende Zähne mit Elfenbein ergänzt, dessen mangelnde Gliedmaßen durch Kissen und Holzformen verheimlicht werden.

Aber sehen Sie umher und suchen Sie unter den Millionen Wesen, von denen Sie umgeben sind, einen gesunden Geist! — Suchen Sie einen wirklichen kraftvollen, unverstümmelten Menschen, der mit der Natur eins ist! — Der Spas von Diogenes Laterne ist von den meisten Erzählern und Hörern gar nicht verstanden worden.

Man erzählt uns in der Kindheit zwar keine albernem Gespenstergeschichten mehr, aber man vergiftet unsere zarte Seelengesundheit mit Aberglauben anderer Art. Wir werden angelehrt, Werth in Reichthum zu setzen, und den Millionär hoch zu preisen; der Besitz einer Tonne Goldes wird, wie ein erhabenes Menschenziel, gerühmt. — Fürchterliche Thorheit! so impft man dem Kinde früh die ewige Unerfättlichkeit nach Geld und die ewige Unzufriedenheit ein mit dem, was wir haben. — Man rühmt uns, statt der einfachen Schönheit, die prächtigen Kleider; wir müssen uns früh vor dem Treppenrock beugen; wir lernen Genuß setzen in Gebrauch von Equipagen und Bedienten. Daher ein Heer von Albernheiten durch unser ganzes Leben. Wir sind nicht mehr zufrieden, mit schlichten, reinlichen Gewändern unsern Leichnam zu decken; wir wollen mit bessern Lumpen prangen. Wir lassen das Vorurtheil Wurzel schlagen, daß der Mann nach dem Kleide beurtheilt und durch feinere Tücher edler wird. — Man kann in unserer Kindheit nicht früh genug den Durst nach Ehre und Ansehen erregen; der Durst dauert unauslöschlich, bis ans Grab. Wir gewöhnen uns, den berühmten Mann als einen erhabenen Menschen, den Mann auf einer höhern Amtsstufe für einen außerordentlichen zu halten. Dahin geht nun unser unseliges Trachten; und haben wir endlich ein Ehrenamt oder einen bekannten Namen gewonnen, so dünken wir uns größer, denn alle Andern. Es ist schon genug, einen gestickten Stern auf dem Rock, einen seidenen Lappen im Knopfloch, einen Kammerherrn-Schlüssel, oder wie

bei den Völkern, welche wir Wilde heißen, einen Armring von Knochen zu tragen, um uns vergöttlichter zu wähnen. Kindisches Selbstbetrügen! Und dies ist so allgemein unter uns, die wir uns über die Wilden am Dronoko erhaben glauben und ihnen doch auf ein Haar gleichen; nur daß wir unsere Bedürfnisse auf einen Grad vermehrt, und unsere Thorheiten vermannigfaltigt haben, davon den Wilden keine Ahnung anfliegt.

Doppelt ist der Erfolg dieser Jugendbildung. Wir beten den Staub an, und übersehen dessen Seele; unser besseres Selbst erfaßt im Strudel der Einbildungen, albernen Leidenschaften und Thorheiten; wir leben nicht für das, was wir sind, sondern für das, was keines Odemzuges werth ist. — Haben wir nicht Kraft genug, oder hindern uns Unfälle, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, so wollen wir doch die Welt glauben lassen, daß wir davon nicht mehr weit sind. Wir üben uns, alles das zu scheinen, was wir sein möchten. Wir werden Schauspieler, und stellen andere Personen vor, die mit uns keine Aehnlichkeit haben.

O Bellisle, sehen Sie um sich her, und vom königlichen Audienzsaal bis in die Werkstatt des Handarbeiters finden Sie, statt der wirklichen Menschen, nur Larven. Jeder wird von Allen betrogen, aber Jeder will dafür auch Alle betrügen. Es ist keine Natur — es ist Alles Einbildung und Hirngespinnst. Wir begehren nicht den Schatz, sondern was glänzt. Wir fürchten nicht die eigentliche Gefahr, sondern sterben aus Verzweiflung und Angst vor Einbildungen. — Es ist Alles Gespensterfurcht oder Schatzgräberei einer andern Art — und an Allem ist unsere Erziehung schuldig. Sie haben lange keine Briefe von mir empfangen, geliebter Bellisle; Sie haben mich lange nicht gesehen. Darum ist's wohl gut, daß Sie auch meinen innern Menschen kennen lernen: daß ich Ihnen schreibe, wie ich denke. Sie können freilich auch in Büchern, wenn Sie Lust haben, moralische Abhandlungen lesen — aber ich weiß

nicht, ob Sie den Gedanken darin finden, der in diesem Briefe liegt. Ich erzählte Ihnen nicht meine Abenteuer, aber das Ergebniß derselben.

Nach Mitternacht.

Es wird bald der Morgen grauen. Alles schläft; ich bin der Ruhe unfähig. Das Blut in meinen Adern ist Feuer geworden; meine Odemzüge sind eben so viele Seufzer; mein Geist taumelt durch die HölLEN und Himmel des Wahnsinns. Ich bin nicht mehr ich selbst. Ich weiß es. Mitten in der Raserei des Fiebers hasch' ich die Feder. Es wird Unsinn geben; ich kann es voraus wissen. Aber ich will's wieder lesen, wenn ich gesund bin, um zu sehen, wie ich mich in dieser Verwandlung benahm. Daß ich noch dies denken kann, überzeugt mich von der Höhe meines Geistes, welcher über dem Sturm der chaotisch in einander wogenden Sinnlichkeit, wie ein Adler, schwebt über Gewittern und empörten Ozeanen. Stolz gibt diese Höhe; aber süßer ist's im schönen Wahnsinn drunten. Ich will mich wieder hinabtauchen; ich will nicht mehr Ich sein — einst werd' ich wieder erwachen.

O Bellisle! daß ich noch in diesem Augenblicke an Sie denken, daß ich noch in dieser Verwilderung Ihren Namen schreiben kann, ist der höchste Beweis der Liebe, so ich Ihnen jemals gegeben. Aber keine Worte mehr — zur Sache! Ich verfluche die Langsamkeit meiner Feder, neben deren trägen Strichen in jeder Sekunde Millionen meiner Gedanken vorüberblitzen, und der elendeste, lahmste allein nur auf dem Papier liegen bleibt, wie ausgelebter Leichnam. Doch nein, ich kann ja mein Entzücken, meinen Jammer, Alles, Alles, was über und unter den Sternen Himmlisches und Hölliches wohnt, mit Einem Worte ausdrücken. — Ich will's! Christine, Christine heißt das Wort, und ich zittere, indem ich's

schreibe, und mein ganzes Wesen sinkt, wie unter einer Feuerflamme verzehrt, aufgelöset, aschenhaft zusammen.

Nein, ich liebe nicht, o Bellisle, gewiß nicht. Ich weiß ja wohl, was Liebe ist; ich habe ja geliebt. Nein, es ist Wahnsinn, was mich durchglüht — wundersüßer Wahnsinn, Trunkenheit, Taumel — wie soll ich's nennen? Verwandlung, Zerstörung — Alles, seitdem ich Christinen gesehen habe. Als Semele den Gott der Götter, Jupiter, in der ganzen Majestät und Herrlichkeit seines olympischen Wesens sehen wollte, die blöde Sterbliche! und er nun erschien in seiner unermesslichen, Alles verklärenden, Alles durchströmenden unverschleierte Gottesnatur, da fühlte sie, wie ich — nicht mehr Bewunderung, Entzücken, Liebe, sondern Vernichtung.

Und dies ist mein Zustand. Täuschen Sie sich nicht, Bellisle, wenn Sie diese verworrenen Zeilen lesen — es ist nicht Liebe; Christine ist von mir entfernter, als die Sonne vom Erdball. In keiner Ewigkeit durchheil' ich die endlose Kluft von mir zu ihr. Auch begehre ich's nicht, will nichts — ich verlasse Petersburg, Rußland — Alles. Ich gehe nach Frankreich, ohne einen Schatten von Wunsch. Christine ist vermählt; Alexis, der Sohn Czar Peters des Großen, ist ihr Gemahl; die deutsche Kaiserin ist ihre Schwester; vielleicht hat das Schicksal die jetzige Großfürstin zur einstigen Selbstherrscherin des russischen Nordens bestimmt.

Nein, Bellisle! — Doch ich will Sie nicht mit Schwärmereien behelligen. Ich will Ihnen die Geschichte meines heutigen Tages ohne Zwischensprung erzählen, ich will mich mit angenommener Geduld quälen, bis ich wieder zu dem schönen Roman gelange, und in ihm die ganze Gluth meiner Gefühle niedergieße.

Diesen Abend war Ball im Peterhof. Das Schloß des Czaren ist noch nicht ausgebaut; aber es schien, als sollte es mit dem

heutigen Feste die Weihe empfangen. Alles geschah zu Ehren der schönen Großfürstin Christine, welche, des schönsten Looses werth, verehrt vom Czar, angebetet von allen Russen, vergöttert selbst von den eisgrauen Bojaren, an einen Unhold vermählt ist, der eine verworfene Dirne aus Finnland dem Himmel in Christinens Herzen vorzieht. Setzt einem Eber die königliche Krone auf, er wird sich mit der Krone im Rothe wälzen, nach wie vor.

Die Großfürstin hat das Wochenbett verlassen. Am 23. Juli gebär sie ihrem Gemahl eine Prinzessin, welche in der Taufe den Namen Natalie empfing. Der unempfindliche Halbmann Alexi blieb mit seiner finnischen Mehe im Karlsbad; die Vatersfreunde lockte ihn nicht zurück. Sein Vater, der große Czar, erschöpft sich indessen fast, seiner Schwiegertochter die Ausschweifungen und die Rohheit des ungerathenen Sohnes vergessen zu machen. Er hat sie mit einem glänzenden Hofstaat umringt; Feste aller Art wechseln, wie die Tage.

Und so sah ich sie an dem heutigen. Vor neun Tagen feierte man ihr zwanzigstes Geburtsfest.

Ach, Bellisle, erinnern Sie sich noch eines Miniaturgemäldes, welches ich Ihnen vor einigen Jahren in Calais sehen ließ? Sie glaubten damals nicht, daß es das Werk meines Pinsels und meiner Einbildungskraft war. Ich erinnere mich wohl, wie Sie es mit dem stillen Lächeln des Beifalls anstarrten, und gen Himmel hoben, und riefen: „Unter deinem blauen Gewölbe wohnt so ein Engel nicht — ich stürbe noch heute gern, fänd' ich ihn droben!“ Sie sahen mich erröthen, meine Augen von einer verheimlichten Thräne glänzen. Sie forschten um mein Geheimniß; ach, ich selbst hätt' es mir so gern verschwiegen.

Ich taumle in einem Wundergarten. Mein Leben ist ein zauber- volles Labyrinth — ich begreife nichts — die Dinge erscheinen und verschwinden, schlingen eine Zauberschnur um meine Seele und

ziehen sie in den Strom der Begebenheiten nieder. Sie wird nicht genesen, bis im Tode.

Als ich mich in das festliche Gewühl der Versammlung zu Peterhof mischte — als ich dem Czar vorgestellt war — öffneten sich die Flügel einer Nebenthür — am Arm der Gräfin von Königsmark trat sie herein . . . o Bellisle, soll ich sie Ihnen beschreiben? Wenn meine Einbildung das Innerste des Himmels durchdringt, finde ich unter den Seligen eine solche Gestalt nicht.

Sie war es wieder.

Doch nein, keine Silbe mehr. Ich erschrak vor meinen eigenen Worten — sie werfen mir meinen Wahnsinn zurück, wie der Spiegel eine Gestalt. — Schon flammen die Wellen der Newa vom Morgenroth. — Ich muß ruhen, und mein Fieber verglühen lassen, ehe ich die Feder wieder nehme.

Die Großfürstin Christine an die Gräfin
Julie von B*.*.

Petersburg, den 2. September 1714.

Wie rührend ist die Stimme deiner Liebe, meine Julie! Wenn ich deine Briefe lese, nur die Züge deiner Hand erblicke, dann vergeße ich träumend, wo ich bin; dann haucht mich wieder Deutschlands milder Himmel an; dann seh' ich wieder die Schattengänge und die Lauben im Schloßgarten meines Vaters, wo wir als Kinder in seliger Unschuld hüpfen unter tausend Blumen, und seh' in diesen nordischen Wüsteneien, wohin mein Schicksal mich bannte, die silberne Blüthenfülle der Fruchtbäume wieder, in deren Schatten wir unsere Kränze flochten.

Kalt und wild ist in der Nähe des Nordpols die Natur und ihr Mensch. Fast seit drei Jahren wohn' ich von meinen Lieben

fern, und noch immer leb' ich unter fremden Wesen. Keiner versteht meine Sprache, und die leiseren Töne meines Herzens verhallen und finden kein fühlendes Herz. Ohne die Gräfin von Königsmark, so wenig auch unsere Denkart und Ansichten der Dinge zusammenstimmen, würd' ich glauben, schon gestorben, und auf einen traurigen Planeten vom Schöpfer verwiesen zu sein, wo ich eine Ewigkeit lang Sünden abbüßen soll.

Meine Gesundheit ist wieder vollkommen. Dank sei es den unzerstörbaren Kräften der Jugend. Nun will ich dir öfter schreiben. Die Unterhaltung mit dir soll meine schönsten Morgenstunden ausfüllen. Dein Bild hängt vor mir, vergegenwärtigt den Traum der Vergangenheit und erfüllt mich mit Täuschungen.

Glaub' es doch nicht, ich beschwöre dich, daß in dieser Heimath des ewigen Winters auch mein Herz jemals erkaltet sei. Nein, Julie, du bleibst mir theuer, wie ein Kleinod, welches ich aus bessern Welten hierher gebracht; wie eine Schwester, deren schönes Herz die Hand der milden Natur an das meinige unauflöslich schloß.

Und, Julie, wenn ich dein zärtliches Vertrauen nicht erwiderte — wenn ich auf deine tausend Fragen seit Jahren schwieg — wenn ich dir mein häusliches Leben verschleierte — glaub' es mir, ich wünschte, du solltest mich glücklich wähnen. Ich wollte dich täuschen, um dich wegen meiner ohne Kummer zu sehen. Bin ich nun glücklicher, nun getrösteter, nun du mich beweinst?

Du sagst, ganz Europa kenne meine traurige Lage, ganz Europa die Bitterkeit meines Looses, und weise mir Mitleiden — nur ich allein wollte mein unverdientes Glend dir verheimlichen.

Nun ja denn. Magst du es wissen: der Großfürst, mein Gemahl, ist von Natur eines finstern Charakters. Ich habe nicht — o Julie, wie herbe wird es mir, dies Wort zu schreiben! — ich habe nicht das Glück, ihm zu gefallen. Ich war nicht das Weib freier Wahl — und daher stammt vielleicht sein Widerwillen.

Drei Jahre lang warb ich vergebens um seine Gunst. Man sagt wohl, wir Weiber können Wunder wirken mit einem Lächeln, einer Thräne — nichts wäre uns unmöglich. Mir scheint leider die Natur das glückliche Talent versagt zu haben. An den Launen meines Alexis scheiterte jede Kunst. Er scheint für mich von jenen bezauberten Quellen getrunken zu haben, aus denen Ariosts Rinaldo seinen unbesiegbaren Haß gegen Angelika schöpfte.

Ich habe endlich — und drei Jahre sind eine lange Schulzeit — mich an den Haß meines Gemahls gewöhnt; vielleicht gewöhnt er sich an meine Liebe, die ich ihm schuldig bin. Sehen wir am Ende, wer den Preis gewinnt.

Ja, geliebte Julie, da du nun das Geheimniß meines Schicksals weißt, so wisse denn Alles. — Ich habe seit drei Jahren unaussprechlich gelitten, und der verborgene Kummer hat meine Kräfte fast bis zur Neige aufgezehrt.

Günstig war ich der Liebling meiner fürstlichen Aeltern. Die Liebe wiegte mich groß; die Freuden erzogen mich. Wohin ich mich wandte, flog mir das Herz freundlicher Menschen entgegen. Ich kannte in der Welt keine Fremdlinge; kannte keine Sorgen, als die, Vergnügen zu geben und zu empfangen; keine Thränen, als solche, welche beim Anblick der Leidenden, oder beim Lesen eines Gedichts, oder unter den schwermüthigen Tönen der Musik stilles Mitgefühl meinen Augen entlockte. Jeder Morgen weckte mich zu einem kleinen Feste; unter schmeichelnden Erwartungen schlummerte ich Abends ein. Ein Tag glich dem andern; jeder trat wie ein freundlicher Genius lächelnd zu mir, und schied von mir lächelnd.

So ward ich dem Sohn des größten Monarchen vermählt. Ach! mit weissagendem Kummer sah ich hinter mir das kleine Wolfenbüttel verschwinden, wie ein Eden, dessen ich werthlos erklärt zu sein schien.

Schon der erste Anblick dessen, dem meine Hand bestimmt war,

füllte mich mit bangen Ahnungen. Nicht, daß Alexis kein Mann gewesen wäre, der durch sein Aeußeres wohl zu gefallen hoffen dürfte. Der Großfürst ist von hohem schlanken Wuchs und männlicher Haltung. Schwarzes Haar und schwarze Augen, ein angenehmer Ernst in seinen Gesichtszügen, und ein gewisses, unerklärbares Etwas, welches ihn, er stehe und thue, wie er wolle, den Erben des größten Reichs der Welt nennt, geben seiner Gestalt Interesse. Er spricht die deutsche Sprache geläufig. Er kann, wenn er will, sehr liebenswürdig sein — aber — er will es nie.

Seine Erziehung war versäumt. Während der Czar, sein erlauchter Vater, Europa durchreiste, Künste und Wissenschaften milderer Himmelsstriche auf seinen nordischen Schnee zu pflanzen; während er einem nie beschifften Meere Flotten, wilden Völkern Sitten, und undurchdringlichen Wäldern Städte gab, vergaß er, dieser neuen Schöpfung einen Thronerben, ihrer würdig, zu bilden. Der Prinz, umgeben von mißvergnügten Bojaren und abergläubigen Pfaffen, sog mit der Muttermilch alle Vorurtheile seiner Nation, und den Haß gegen alle Neuerungen seines erhabenen Vaters ein. Das Schicksal seiner Mutter Eudoria, welche der Czar ins Kloster schickte, und sie den Schleier zu nehmen zwang, goß neue Bitterkeit in seine Seele. Ein finsterner Troß ward seinem Gemüth eigen. Er haßte, was von seinem Vater stammte. Was diesen kränkte, machte ihm Freude. Er nahm den Aberglauben der dummen Popen, die rohen Sitten der Bojaren an, und gestiel sich, der Abgott des niedrigen Pöbels zu werden. So verwilderte der Prinz. Sein Betragen ist roh, seine Kleidung wahllos und unreinlich, seine Gesellschaft ein Haufen Mönche und verdorbener Wüßlinge.

Julie, und dieser ist mein Gemahl!

Am Tage unserer Vermählung zog mich der Czar zu sich an ein Fenster des Versammlungsfaales, wo der Prinz stand. „Sieh,“

sagte er zu seinem Sohn, „du kannst die alten Gebräuche nicht vergessen, und die langen Bärte verdrehen dir noch immer den Kopf. Mir folgst du nicht. So hoff' ich denn Alles von der Herrschaft einer schönen, geistvollen, tugendhaften Frau über dein Herz. Und gehst du auch aus dieser Schule ungebeßert hervor, so bist du wahrhaftig für die ganze Welt verdorben.“

Ich schlug die Augen nieder und fühlte es, wie meine Wangen brannten. Diese Anrede, welche alles Zartgefühl so tief verwundete, mußte den Prinzen mit Argwohn und Verdruß gegen mich füllen. Ich hatte es schon in den ersten Tagen aus tausend kleinen Zügen bemerkt, daß Alexis mich nicht aus freier Wahl, sondern auf Befehl seines Vater zu seiner Gemahlin erhoben. Und als ich mit furchtsamer Verlegenheit nun die Augen aufschlug, zu dem Neuvermählten — o Julie, da las ich in den düstern Falten seiner Stirn, in den finster vor sich funkelnden Augen den Schwur seines ewigen Widerwillens, und mein entsetzliches Schicksal.

So ward es — so blieb es.

Sei verschwiegen und liebe mich.

Die Großfürstin an dieselbe.

Raum hatte ich, geliebte Julie, den letzten Brief abgesandt, so empfing ich den deinigen! — Wie bezaubernd ist das Familiengemälde, so du mir gibst, und in welchem du selbst die angebetete Göttin bist!

Ich sehe dich auf deinem ländlichen Schlosse, im Schatten majestätischer Kastanien und Eichen, zu deinen Füßen den lachenden Garten, über welchen selbst der Herbst noch hundert Blumen streut, und das frohe Dorf im Hintergrunde, dessen Bewohner dich wie ihren Schutzgeist ehren. Ich sehe, dich glückliche Mutter, den

schönen Säugling an deiner Brust, wie er tändelnd die Aermchen nach deinen herabfallenden Locken streckt, und den Mann deines Herzens, wie er entzückt vor der reizenden Gruppe dasteht, bald mit väterlicher Zärtlichkeit dann den flügellosen Liebesgott auf deinem Schooße küßt, bald seine glühenden Lippen mit der Innigkeit des Bräutigams an die deinigen schließt.

Ach, was habe ich verschuldet, daß ich auf diese Freuden Verzicht thun muß! Wie wäre mein Herz ganz für dieselben geschaffen, wie geringen Ersatz gewährt mir der Glanz meines traurigen Ranges!

Töchter der Fürsten, unter allen Weibern des Erdbodens die beklagenswürdigsten, beneidet die Tochter eures ärmsten Unterthans; denn sie darf lieben, darf ihre Hand dem geliebtesten der Männer reichen, und an seiner Brust ihr Dasein verträumen, an seiner Brust mit stiller Seligkeit sterben. Wie die Sklavinnen des Morgenlandes geschmückt, werden wir dem Mächtigen dahin gegeben, der uns fordert; die Staatskunst schließt den Vertrag, und unser gebrochenes Herz ist eine Waare.

Man heißt uns Götter der Erde, aber nimmt uns den Himmel. Wir sind Menschen, und man raubt uns das heilige Recht des Willens; wir haben ein Herz, und wir dürfen es nicht bekennen; die Natur ist unsere Mutter, und wir müssen sie verlängnen. Mit Thränen sehen wir von unserm Thron auf die häuslichen Freuden der Armuth, die uns versagt sind. Mit unsern Juwelen und Schätzen können wir die Glückseligkeit nicht kaufen, die unter dem Strohdach des Landmanns wohnt. Wir schmücken unsern Leib mit kostbaren Metallen und Steinen; wir hüllen uns in prächtige Stoffe, und die Leckerbissen fremder Welttheile und Meere zieren unsere Tafeln — aber den tiefern Ständen lassen wir die höhern Güter des Lebens; unsere Kleinodien erwärmen das Herz nicht; unsere Kronen werben uns keinen Freund; ach! und ob Millionen ihre Knie vor uns beugen, und die Völker des Erdballs uns be-

wundern — diese todtte Herrlichkeit gilt nicht die lebendige Liebe und Treue eines Einzigen.

Barbarische Ordnung, gestiftet vom Wahnsinn des Ehrgeizes, welche dem Geringsten der Sterblichen alles gab, was das Leben Reizendes tragen mag, und uns zu goldenen Kerker verdammt! —

Verzeihe mir, Julie, wenn ich einen Augenblick unter dem Glende meines fürstlichen Standes erliege. Meine Klagen ändern die Einrichtung der Welt nicht; das Vorurtheil des Ranges und der Geburt behauptet seine Herrschaft, so lange die Völker ihrer Barbarei nicht entbunden sind. Tausend bittere, heimliche Thränen benetzen schon den Purpur der Fürsten, und werden ihn noch lange benetzen. Ach, Niemand versteht mich, als du — Niemandem flag' ich, als dir.

Ich lebe — empfangen denn, als Gegenstück des deinigen, auch ein Familiengemälde von mir — das einsame Leben einer Wittve, ungeachtet des glänzenden Hofstaats, mit welchem die Güte des Czars mich umringt hat, und ungeachtet der Kette von Festtagen, welche er durch mein Leben in Rußland flocht, um mir den Kummer zu zerstreuen. Ich stehe in diesen feierlichen Versammlungen, bei diesen Lustbarkeiten und Spielen, wie eine fremde Zuschauerin; meine Augen irren suchend durch das schimmernde Gewühl, mein Herz bleibt leer, und meine Sehnsucht nach dem Bessern bewegt es allein.

Zuweilen seh' ich den Czar und seine Gemahlin, die Kaiserin Katharina Alexiewna. Mir ist wohl bei diesem edeln Paar; doch ihre Sorgen um das unermessliche Reich erlauben ihnen selten einen freiem Augenblick.

Man erzählt in Europa so manches von dem wunderbaren Mann, dem ich, wie einem zweiten Vater, mit kindlicher Liebe zugethan bin; sein Wesen erscheint in den tausend Mährchen oft sehr entstellt. Ich will meinem Briefe eine Anekdote einflechten, die noch

zu neu ist, um dir bekannt zu sein, und einen bedeutenden Charakterzug von ihm und der Czarin gibt.

Es ist ungefähr ein Jahr, daß der Monarch bei einem hier angeseßenen fremden Kaufmann zu Mittag speiste. Er sah dessen Tochter, welche in der That den Namen einer Schönheit verdient, verliebte sich in sie, und verschwendete alle Künste der Beredsamkeit, sie zu bewegen, ihrem Gatten die Treue zu brechen. Sie aber widerstand mit edelm Muthе seinen Anträgen. — Sie zitterte vor den Folgen der Leidenschaft eines in seinem Staate allmächtigen Fürsten, nahm einiges Geld zu sich, und verschwand noch denselben Tag, ohne ihre Familie wissen zu lassen, wohin? — Sie flüchtete in ein Dorf, wo ihre Amme lebte, die Frau eines Köhlers; ließ sich in den Wald führen, wo letzterer arbeitete, und derselbe ihr eine Hütte aufrichten mußte. In dieser wohnte sie nun, aller Welt verborgen. Die getreue Amme brachte ihr täglich die nothwendigen Lebensmittel.

Den Tag nach der Flucht kehrte der Czar in das Haus des Kaufmanns zurück. Er wollte die Tochter sehen. Zitternd erzählte der Vater, wie sie sich entfernt habe. Der Fürst war wüthend vor Zorn, ließ das ganze Haus und die Häuser aller Verwandten durchsuchen, und sah alle seine Bemühungen fruchtlos.

Es verstrich ein Jahr. Man vernahm nichts mehr von dem schönen und tugendhaften Flüchtling. Man hielt sie für todt, wie denn ihr Gatte ebenfalls in der Zeit gestorben war. Durchs Dhngefähr entdeckte sie ein Oberster, der in demselben Walde jagte, worin ihre Hütte stand. Es gelang ihm, sie wegen der Nachstellungen des Czar zu beruhigen, und sie in das Haus ihrer Aeltern zurückzuführen. Er meldete seinen Fund der Kaiserin. Diese führte ihn selbst zum Czar, hier mußte er alles erzählen, was die tugendhafte Frau während ihrer Entweichung gelitten. Der Czar, gerührt bis zu Thränen, überhäufte sich selbst mit Vorwürfen. Er

gelobte, sein Unrecht zu vergüten. Die junge Wittve ward Gemahlin des Obersten; der Czar machte den Eheleuten die ansehnlichsten Geschenke, und sicherte dem ehemaligen Gegenstand seiner Liebe eine Pension von dreitausend Rubeln zu.

So wechseln in seinen Handlungen unaufhörlich Seelengüte und Härte, Achtung für Tugend und rohe Leidenschaft. Er ist ein Sohn der wilden Natur, die ihn umgibt, stürmisch, wohlthätig und erhaben, wie sie; mit unermesslichen Wünschen und furchtbarer Kraft.

Die Fürstin von Ostfriesland und die Gräfin von Königs-
mark sind meine alltäglichen Gesellschafterinnen. Es ist mir unmöglich, mit jener ein enges, trautes Band zu knüpfen. Nur im Hofwesen athmend, nur der Etiquette huldigend, unbekannt mit edlern Gefühlen, sieht sie in mir ewig die künftige Kaiserin Rußlands, nie das leidende Weib. — Interessanter ist die noch immer, ungeachtet ihres Leichtsinns, liebenswürdige Königs-
mark. Sie schmiegt sich mit unendlicher Gewandtheit an jeden meiner Wünsche, an jede meiner Klagen. Sie ist eines von jenen zarten, gefälligen Wesen, welche, das Gegentheil spröder Selbstständigkeit, tief in die Denkart Anderer einbringen, und unwillkürlich die Laune, die Empfindungsweise des Andern zu ihrer eigenen machen. Unter den Frohen ist sie die Muthwilligste, unter den Ernsten die Philosophin, unter den Unglücklichen die Beklagenswürdigste; sie bildet sich selbst ein, das Alles zu sein, und ist doch nur ein zartes Echo, ein liebenswürdiges Chamäleon.

Du kennst den alten Herbert? Erinnerst du dich seiner noch, wie er uns als Kinder bald in kleinen Wagen durch den Schlossgarten zog, und unser Pferdchen hieß; bald mit uns über Zaun und Graben ging, bald unser Schiffmann, bald unser Baumeister wurde? Dieser treue Diener ist noch immer bei mir, noch immer derselbe, und seine Laune noch immer die rosenfarbene, wie sonst.

Er ist mir unentbehrlich geworden. Wenn ich ihn verlieren sollte, ich wäre untröstlich.

Siehe da, nun kennst du die wichtigsten Personen, welche mich umgeben. Alle übrigen gleiten vorüber, wie Schattenspiel an der Wand; ich sehe sie, und vergesse sie. Jedes treibt sich in seinen Sphären umher, macht mir den Hof, um sich glänzend zu zeigen, und kümmert sich minder um mich, als um Spieltische und Tafeln.

Die einzige Freude, so mir gewährt ist — du bist Mutter, meine Julie, und erräthst es voraus — ist meine kleine Natalie. Wie reizend ist der kleine Engel! Wie beklag' ich ihn schon jetzt, daß er eine Fürstentochter ist, daß er einst das Loos seiner Mutter tragen soll.

Indem ich diesen Brief schließen will, kommt Herbert und meldet die Ankunft des Großfürsten Alexis, meines Gemahls. O Julie, mit zitternder Hand schrieb ich diese Zeilen. Herbert, um mir ein Schrecken zu ersparen, bereitete mich lange auf diese Nachricht vor, und doch vergebens. Mein Glend erneuert sich nun. Ach, daß ich den mit Furcht und Beben begrüßen muß, dem ich mit der Wonne des Wiedersehens an die Brust fliegen sollte! — Lebe wohl, und beweine mich.

Chevalier d'Ubant an Laurent Bellisle.

Noch immer datiren sich meine Briefe aus der Hauptstadt des russischen Reiches. Ich bin an diesen wilden Boden gebannt, wie durch einen Zauber. Während in Frankreich noch alle Lauben grünen, noch hundert Blumen glänzen, und an den Hügeln der Gesang der Winzer schallt, verkürzen sich hier schon die nebligen Tage; das Laub sinkt welkend von den Bäumen, und von den finstern Tannen glänzt schon der Reif kalter Nächte und verkündet den nahen Schnee.

Dennoch — in dem Augenblick, da ich sie verlasse — gefällt mir die rauhe Weltgegend. Auch sie hat ihren Schmuck und ihre Wunder. Die Sonne, wenn sie röthlich durch den grauen Nebel bricht, und melancholisches Licht über die schwarzen Wälder, über die kahlen Ebenen und armseligen Hütten streut, hat einen Reiz, wie sie kaum zeigt, wenn sie über den üppigen Gefilden der Champagne in voller Glorie schwebt. Die hölzernen Häuser haben etwas Einladend-Heimliches. Die behagliche Wärme der Stuben lockt zu vertraulicher Geselligkeit.

Lachen Sie immer, mein Bellisle: aber die Welt ist überall weder häßlich noch schön; sie ist ein farbenloses Bild, das sich unsere Seele erst selbst ausmalen muß. Erst wir tragen Leben und Anmuth hinein, wir erblicken sie nicht, sondern unser Selbst in ihr. Dem sibirischen Nomaden gefällt sein Dorf in der Schneewüste so wohl, als dem Pariser Künstler das prächtige Rom. Gewohnheit macht Alles erträglich; aber die Stimmung unseres Herzens ist die Zauberkraft, welche eine Sandsteppe zum Feengarten verwandelt.

Ich bin Ihnen noch die Erzählung von meiner Vorstellung bei der Großfürstin Christine schuldig, und die Erklärung des geheimnißvollen Gemäldes. Ich will mich selbst vergessen, und die fabelhafte Geschichte so einfach erzählen, als wär's ein Ammenmärchen.

Auf meiner Reise durch Deutschland streifte ich einst am Harzgebirge vorüber. Ich schickte Pferde und Wagen in die nächste Stadt voraus, um diese Gegend zu Fuß durchwandern zu können. Sie wissen, wie sehr ich Gebirgslandschaften liebe.

Eines Tages, die Mittagssonne brannte heftig, verließ ich die große Straße; ich glaube, es war in der Nähe eines Ortes Namens Blankenburg; ich wählte den Fußweg, welcher im Schatten eines Gehölzes neben der Fahrstraße in gleicher Richtung zu laufen schien. Die Landleute, so im Felde arbeiteten, versicherten mich, daß ich in Verfolg desselben nicht fehlen könnte.

Ich gerieth immer tiefer in die Wildniß des Waldes. Der Pfad hatte sich unmerklich unter meinen Füßen verloren. Ich kehrte zurück, fand einen Weg, verfolgte ihn, entdeckte bald, daß er mich ganz von meiner Richtung ableitete, verließ ihn wieder, suchte den ersten, und verirrte mich zuletzt so tief, daß ich nicht wußte, woher ich gekommen sei, oder wohin ich sollte.

Der Abend trat ein. Noch immer war ich in dem verwünschten Buchenwald; je weiter ich ging, unendlicher schien er zu werden. Ich machte mich schon gefaßt, mein Nachtlager auf weichem Moose zu nehmen und mit Bären oder Wölfen ein Abenteuer zu bestehen. Indem drang ich aus dem verhassten Dickicht auf eine vom Walde rings umschlossene kleine Wiese. Das Gras stand hoch. Ich beschloß, sie zu durchkreuzen, in der Hoffnung, eine betretene Spur zu entdecken.

Auch stand ich unentschlossen, wohin ich mich zuerst wenden sollte, als auf der andern Seite der Wiese zwei Frauenzimmer aus der Finsterniß des Waldes, wie ein Paar freundliche Elfen, hervortraten. Sie erblickten mich; sie riefen und winkten. Ich flog, der schönen Erscheinung froh, dahin. Ihre einfache, aber kostbare und geschmackvolle Kleidung ließ mich errathen, daß sie von gutem Hause seien; aus ihrer Verwirrung und Klengstlichkeit schloß ich, daß ihnen etwas Unangenehmes begegnet sei.

O Bellisle, und als ich näher trat — als mir die jüngste zurief: „Führen Sie uns nach dem Jagdhaufe zurück! wir haben uns verirrt — wir können keine halbe Viertelstunde weit davon sein!“ — da glaubte ich, die alten Wunderzeiten der Feenwelt haben sich in diesem Walde verjüngt. Die beglückteste Phantasie eines Dichters in Schäferstunden seiner Muse sah kein solch Ideal edler Schönheit, als hier mit unendlicher Anmuth meiner Hilfe begehrte.

Ich selbst ein Verlorner in dem bezauberten Forst, vergaß, daß ich diese unbekannten Gegenden zum erstenmal betrat. Das

Unmögliche schien mir möglich zu werden. Ich begleitete die jungen Damen in derjenigen Richtung zurück, in welcher sie hieher gekommen zu sein schienen. Sie waren ermattet. Sie ruhten unterwegs. Sie fragten um meinen Stand, Namen und Vaterland. Ich antwortete. „Wie?“ rief die jüngste der Grazien lächelnd: „So sind sie selbst fremd hier und verirrt? Und Sie wollen uns führen?“ Ich sprach ihr mit einer Zuversichtlichkeit Muth ein, daß sie mir zuletzt glaubte. Wir setzten unsern Weg fort. Ermüdet lehnten sich beide an meinen Arm. Ja, Bellisle, ich war der glücklichste aller Sterblichen in diesen köstlichen Augenblicken, wo vertrauensvoll das unbekannte Wesen neben mir schwebte, welches von nun an Abgott meiner Wünsche und Träume werden sollte. Ach, wie süß, wie unvergeßlich sind mir jene Augenblicke, jene Gespräche, jene kleinen Sorgen, die ich für den wundersamen Engel tragen durfte. Bald mußte ich ihr Kleid von einem Dorn befreien, bald ihr Bahn durchs verwachsene Gebüsch brechen; und wie sie dann jedesmal zum Dank mich so gütig anlächelte, mit einem Blick, der die reinste Wollust der Seligen über mich goß!

Plötzlich standen wir auf freiem Felde, an einem Fahrwege, der neben dem Walde hinzog. Nicht weit von uns hielt wartend ein prächtiger Wagen. Er fuhr heran. Die Damen dankten mir, stiegen ein und verschwanden.

Lange, wie ein Berauschter, wie ein Träumender, starrt' ich ohne Bewegung dem Wagen nach, dessen Spur der wolkende Staub bezeichnete. Mir war's, als würde meine Seele mir entrisen. Ich folgte dem Wege, welchen die Unbekannte genommen. Nur einmal noch wollt' ich sie sehen — —

Doch nein, ich wollte Ihnen meine Geschichte mit dürren Worten erzählen. Nun denn, wie in stillem Wahnsinn lief ich den Weg hin, und dachte nur sie. Es war dunkel. Die Sterne leuchteten am Himmel. Ich ward nicht müde; kam von Weg zu Weg,

Gott weiß, wohin, bis ich gegen Mitternacht ein Dorf erreichte. Mein Forschen nach dem Wagen und den beiden Frauenzimmern war vergebens. Niemand wußte mir Auskunft zu geben. Wahrscheinlich hatt' ich wieder zehnmal des Weges gefehlt, und mich mehr von denen, die ich suchte, entfernt, als mich ihnen genähert.

Genug, ich sah die Zauberin des Waldes nicht wieder; erfuhr weder ihren Namen, noch Wohnort, und kehrte mit einer hoffnungslosen Sehnsucht in mein Vaterland zurück.

In einsamen Stunden versucht' ich's, das liebliche Engelsgeßicht, voll süßer Kindlichkeit und hoher Würde, aus dem Gedächtniß zu malen. Sie sahen das Bild.

Das ganze Abenteuer war einfach; aber es entschied über den Gang meines Lebens. Oft hat der Untergang eines Reiches nicht so viel Interesse, als die Geschichte eines Augenblicks. Ich liebte, was ich verloren — einen Traum, ein Ideal — aber genug, meine Seele hing mit unüberwindlichem Eigensinn daran. Kein Romanheld konnte lächerlicher sein, als ich mir selbst — aber ich liebte. Ich wagte keinem meiner Freunde eine Silbe zu gestehen, um nicht ihr Spott zu werden; aber das Geheimniß erfüllte dafür mein ganzes Wesen mit unsterblicher Glut.

Und nun bin ich in Rußland — in die fernsten Zonen folgte mir das zauberhafte Bild. Es gaufelte vor mir in den Schrecken der Schlacht; es ging mit mir durch die Prunksäle der Großen; es lächelte, wie ein tröstender Seraph, vor meinem Krankenlager; es zog den Himmel in meine Fieberträume.

O Bellisle, und diejenige, welche in der festlichen Versammlung zu Peterhof am Arm der Gräfin Königsmark in den Saal trat, — die holde Fee des Buchenwaldes war es wieder — die längst Verlorne — jetzt — Gemahlin des Großfürsten Alexis, die Erbin des russischen Throns.

Fordern Sie nicht, geliebter Bellisle, daß ich Ihnen sage

wie mir ward. Ich zweifelte an Allem, was ich sah, an der Wahrheit des Tages selbst. Und während ich mir's tausendmal rief: „Du bist dem Wahnsinn nahe, armer d'Aubant; glaub' es nicht, du siehst es nicht; es ist wildes Blendwerk!“ verging ich in Anbetung und Entzücken.

Die Fremden wurden ihr nach der Reihe vorgestellt. Auch ich mußte mich ihr nähern. Mir war's, als trät' ich in die Sphäre eines überirdischen Wesens.

Sie bemerkte meine Verwirrung; mich zu schonen, schien sie es zu übersehen. Der Haushofmeister nannte ihr meinen Namen.

„Wie?“ sagte sie, „Chevalier d'Aubant?“ und sah mich aufmerksamer an, und zweifelnd setzte sie hinzu: „Ich erinnere mich dieses Namens dunkel; auch Ihrer, daß ich Sie schon einmal gesehen. Vielleicht in Deutschland.“ Und indem sie dies sprach, flog über ihr schönes Gesicht eine matte Röthe, wie ein Widerschein des Morgenhimmels.

Ich zitterte. Die Antwort starb auf meinen Lippen. Ich stammelte endlich eine Lüge. Ich gab vor, die nie gesehen zu haben, deren Bild mich seit Jahren nicht verließ. Ich wußte nicht, was ich that und sagte.

„Gewiß!“ sagte sie nach einer kurzen Pause: „Sie sind's, der eine meiner Freundinnen und mich einst aus dem Walde führte, wo wir uns verloren hatten. Sie sehen, daß Dankbarkeit wenigstens ein treues Gedächtniß hat.“

Wie gern gestand ich's nun, daß jener Tag der schönste, der unvergeßlichste von allen meines Lebens sei! — Sie nannte sich mit einem Lächeln, womit wohl auch ein Thron, ein Leben bezahlt worden wäre, meine Schuldnerin, und wandte sich zu den übrigen Fremden.

Jetzt, Bellisle, kennen Sie meine Lage! — Und wenn mir die Advokaten daheim den ganzen Rest meines kleinen Vermögens

verschlingen, und wenn ich daheim ein Bettler würde — ich kann Petersburg noch nicht verlassen. Fragen Sie nicht, was ich wolle, was ich hoffe — schelten Sie meine Leidenschaft nicht — nennen Sie mich nicht einen Rasenden! Nein! Sie irren sich! Ich liebe die Großfürstin nicht — dies wäre Raserei. Aber ich verehere sie, wie man ein höheres Wesen ehrt, dessen Nähe uns über uns selbst erhöht. — In dieser Fürstin Dienst zu sterben, dies, Bellisle, ist mein letzter Wunsch.

Die Großfürstin an Gräfin Julie.

In der That, der Großfürst, mein Herr und Gemahl, ist aus den Bädern zurück mit seinem ganzen Gefolge. Erst den zweiten Tag nach seiner Ankunft in Petersburg würdigte er mich seines Besuchs. Was soll ich dir, meine Julie, von diesem Besuche erzählen. Er erfüllte keine meiner Hoffnungen, mit denen ich mich so gern schmickelte, ungeachtet ich die finstere Gemüthsart des Czarewitsch kannte.

Alexis kam nach langer Abwesenheit die Gattin wieder zu finden, welche unterdessen an der Pforte des Todes gestanden. Ach, warum hatten sich diese Pforten nicht geöffnet!

Ich war auf seine Ankunft vorbereitet. Ich hoffte ihm diesmal liebenswürdiger denn je zu erscheinen, denn ich war ja Mutter. Ich schmückte mich mit meinem schönsten Kleide — Natalien in meinem Arme ging ich ihm entgegen. Dies reizende, holdselige Geschöpf sollte, mit dem Lächeln der Unschuld, für die Mutter das Herz des Vaters gewinnen.

Alexis, als hätte er meine Entwürfe vorausgesehen, als hätte er gefürchtet, durch die Gewalt der Naturstimme, die zu ihm sprechen würde, überwunden zu werden, hatte sich mit aller ihm möglichen

Kälte bewaffnet, und, um jedem vertraulichern Worte zu enttrinnen, den tückischen Schmeichler, den General Glebof, zur Gesellschaft mit sich genommen.

Was konnten zwei Gatten in der Anwesenheit eines solchen Dritten sich sagen? Und doch vergaß ich den häßlichen Glebof, sobald Alexis hereintrat. Ich eilte ihm lächelnd entgegen. Ich bot ihm sein Kind dar; ich sagte ihm, was Liebe und Treue ihm sagen konnten. Ach! ein Fremdling aus den entferntesten Weltgegenden würde mehr geantwortet haben, als Alexis. Keine Umarmung belohnte die Gattin; kein väterlicher Kuß segnete das Kind. Nicht einmal ein freundliches Lächeln konnte er sich abzwängen. Er fragte in allgemeinen Ausdrücken nach meinen Gesundheitsumständen, nach meinen Beschäftigungen, besah meine neuen Gemälde, und überließ es dem Glebof, mich mit saden Schmeicheleien zu quälen. So verließ er mich nach einer halben Stunde wieder; und als er verschwunden war, weint' ich in meiner Einsamkeit bittere Thränen auf mein verlassenes, vom Vater ungeliebtes Kind.

Alexis verachtet mich. Auf keinem der Bälle, auf keinem der Feste, welche mir die Gnade des Kaisers veranstaltet, erscheint er. Immer hat er Vorwände, sie zu meiden: bald ist er unpäßlich, bald fällt auf den Tag eine Jagd, bald hindern ihn andere Geschäfte. Und während ich heimlich meinen Gram verschmerzen muß, solltest du es glauben, befindet sich Alexis in der rohen Gesellschaft, die er wählte, sehr wohl, und berauscht er sich zum Ueberfluß mit seinen Russen in starken Getränken.

Je mehr ihn sein Vater, der Czar, wegen dieses Betragens mit Vorwürfen überhäuft, je mehr Ursache glaubt er zu haben, mich zu hassen. Ach! wenn er nur wüßte, wie oft ich den Kaiser mit Thränen beschworen habe, sein zu schonen! Wenn er es nur wüßte, wie ich ihn unaufhörlich entschuldige!

Da bin ich nun wieder so einsam, und doch füllt jeder Tag meine Säle mit schimmernder Gesellschaft; ich bin eine leidtragende Wittve, und doch lebt mein Gemahl mit mir in den Ringmauern einer Stadt; ich bin so arm, und doch die Gattin des Thronerben, und die Schwester einer Kaiserin.

Niemand versteht mich; Niemand redet zu meinem Herzen. Es ist kalt, verschlossen; es liegt in meiner Brust, wie in einem Sarge, nur die Geisterstimmen der Musik durchdringen zuweilen die todte Welt und sprechen verständlich zu seinem Innern.

Julie, du hast geliebt, du wurdest geliebt; du kennst ein Glück, dessen Größe mir Geheimniß ist; du kennst die Größe deines Glücks, und also auch die meines Unglücks.

Was ist denn auch alle Herrlichkeit des Lebens, aller Glanz, alle Hoheit, wenn unsere edlern Gefühle darben? Was kümmern und freuen den Todten die Kronen und Fahnen, die Marmorbilder und silbernen Ornamente neben seiner Asche? — Ehe ich Fürstin war, war ich ein Weib. Welch eine traurige Entartung des Menschengeschlechts! Es quält sich von der Wiege zum Grabe im Unnatürlichen, und Millionen hauchen mit Thränen ihr elendes Leben aus, und verdammen eine Welt, die an sich das Vollkommenste ist, worin nur sie selbst durch eigene Schuld das Unvollkommenste sind. Jeder Stein, jede Pflanze, jedes Thier übertrifft uns im Preise der Vollendung; denn jedes ist, was es nach seiner Natur sein soll, und ist nie mehr, nie weniger, als dies. Nur wir Menschen, ausgerüstet mit hohen Gaben, verstümmeln uns selbst, und sind und bleiben jammernde Krüppel, häßliche Karrikaturen.

Julie, Julie! Meine Knie zittern, mein Herz ist gebrochen! —
O wie elend bin ich!

Es war ein heiterer Sonnentag, eine Seltenheit für dieses Land. Ich hörte, daß mein Gemahl im neuen Schloßgarten wandle. Ich hüllte mich warm ein, und flog, ohne alle Begleitung, dahin, ihn zu sehen, ihn zu sprechen, ihn durch freundliche Unterhaltung zu binden.

O Julie, bin ich denn so häßlich? Sagt nicht, wenn auch meine Selbstliebe und mein Spiegel mich belügen, der Mund derer, die mich nicht lieben, daß ich wenigstens kein Gegenstand des Abscheu's sei? Wußt' ich sonst nicht Tausenden zu gefallen? Trug mich nicht Alles sonst auf seinen Händen, wie einen Liebling? — Hat mein Geist nicht einige Bildung empfahen unter der zärtlichen Sorgfalt der Aeltern? Bin ich nicht tugendhaft gewesen in Wort und Wandel; oder hätte nur mein Gewissen kein Gedächtniß?

Und doch bin ich so tief gesunken, daß ein Geschöpf von schlechter Erziehung und noch schlechterm Wandel, ein Geschöpf, welches keinen Anspruch auf Schönheit und Geist machen kann — daß ein gemeines Mädchen, kaum gut genug, rohe Lustlinge zu fesseln, eine Dirne, auferzogen in den Schulen des Lasters, über mich triumphirt, und das Herz meines Gemahls gewonnen hat!

Ich ging mit schüchterner Ungeduld durch den Garten. Ich suchte Alexis, und fürchtete immer, ihn zu finden. Ich hatte ihm unendlich viel zu erzählen und zu sagen, und war doch verlegen, wie ich ihn anreden sollte.

Und wie ich nun um einen Heckenang bog — da sah ich in einiger Entfernung ihn auf einer Bank sitzen neben — seiner Buhlerin. — Ihre Hände lagen vertraulich in einander. Die Dirne schlug ein gellendes Gelächter auf, und hielt ihm die Hand vor den Mund, als weigere sie sich, seine Zärtlichkeiten oder Scherze zu hören.

Ich stand still, wie vom Strahl des Blitzes getroffen, odemlos, vernichtet. Die Dirne bemerkte mich, sprang auf und wollte davon. Er hielt sie, sah nach mir, und lachte bald eben so aus-

gelassen, wie sie vorhin. Unterdeffen rang sie sich von ihm los, und lief den Gang hinunter. Er lachte nach wie vor, rief einige Mal: „Euphrosine! Euphrosine, sei keine Närrin!“ und folgte ihr mit behenden Schritten.

Um mich, die da stand erniedrigt, verwirrt, vom Schmerz betäubt, um mich, die ihm gern gefolgt wäre, wie ihn jene floh, um mich, seine Gattin — um mich bekümmerte sich Alexis nicht.

Nun denn, so will ich mich mit meinen zerstörten Hoffnungen verschließen, und mit meiner unendlichen Sehnsucht. Ach, warum bin ich noch so jung; warum sind meine Kräfte noch so eisern — warum findet mich der Tod nicht, er, der so manchen Seligen mitten in der Freude entführt?

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Breslau, 3. Mai 1715.

Das erwarteten Sie nicht, geliebter Bellisle, so bald mich auf der Heimreise nach Frankreich zu wissen! — Mich, der noch seinen letzten Brief mit hohen Schwüren füllte, in Petersburg leben und sterben zu wollen; mich, der Sie noch ersuchte, statt meiner alle häuslichen Angelegenheiten im Vaterlande zu berichtigen. — Ersparen Sie sich die Mühe nun; ich komme selbst. Sie sagen, der größte Theil meines Vermögens sei verloren; Sie trösten mich! — Wahrlich, die Nachricht hat mich wenig betrübt. Ich kann arm sein. Ich verliere nur einige Mittel, die ich zum Besten Anderer angewandt hätte; für mich bedürft' ich dessen Alles nicht.

Ich bin ein Flüchtling, habe den größten Theil meiner Sachen in Petersburg gelassen, und rettete, außer einigem Gelde, nichts, als mein Leben. Das also, und Kapitänsrang, ist die ganze Ausbeute mühseliger Jahre, die ich in russischen Diensten verbrachte.

Andere thaten weniger als ich, und stiegen von Stufen zu Stufen; Andere hatten minder Kenntnisse, und brüsten sich mit Ansehen und Reichthümern. Man rühmte meine Talente, benutzte sie, und vergaß mich; man überhäufte mich mit Schmeicheleien, wegen gesellschaftlicher Tugenden; Jeder wollte mein Freund sein, und Keiner war es. Die Menschen sind in sich selbst verliebt, und lieben außer sich keinen andern. Wer sich für sie aufopfert, heißt ihnen ein nützlicher Thor.

Glauben Sie aber nicht, daß es dieser kleinliche Verdruß wegen Vergessenheit und Zurücksetzung sei, was jetzt meine ganze Seele füllt. Nein, ich würde mich dessen schämen, und ihn wie einen ekelhaften Flecken vor Ihnen verhüllen. — Ich hoffte von jeher mehr durch Launen des Zufalls, durch ein gefälliges Zusammentreffen holden Umstände, als durch Güte und Tugend der Menschen glücklich zu werden. Wer die Bürger dieser seltsamen Welt nicht anschaut, wie sie sein sollten, sondern wie sie sind, dessen Hoffnungen können nie getäuscht werden. Viele sind ihrer berufen, aber Wenige auserwählt. Jeder liebt das allgemeine Wohl, insofern es sein eigenes nicht schmälert, und dies wird Vaterlandsliebe geheißen; Jeder liebt und dient dem Andern, wenn er Gegendienste erwarten kann; dies heißt in der Sprache des Lebens Freundschaft. Nur Einer steht immer unter Millionen, welcher ohne Rücksicht auf die Meinung der klugen Menge, ohne Rücksicht auf eigenen Verlust und Gewinn, will und handelt, wie er soll, und wenn auch Schmach und Armuth und Tod folgten.

Heiliger Enthusiasmus der Tugend, mag die rohe Menschheit dich ewig verkennen, dich, den tausend Dichter, tausend Priester, tausend Philosophen rühmen, obgleich keiner von allen oft Muth genug hat, ihn zu nähren in eigener Brust — ich lebe dir treu! — Ich kann versinken; aber in mir selbst gerechtfertigt, mag mich die Welt verdammen.

Doch zur Sache. Sie sehen wohl, lieber Bellisle, ich bin allzubewegt, der Strom brauset; aber noch kennen Sie seine Quelle nicht.

Ich lebte still und froh zu Petersburg. Mein Gepäck war angekommen von Moskau, doch dacht' ich an keine Abreise. Ich wünschte — doch meine Wünsche sind Ihnen kein Geheimniß.

Nur die freundliche Gelegenheit erwartete ich, noch einmal der angebeteten Fürstin mich nähern zu können, ihr sagen zu dürfen, daß ich in ihren Diensten zu leben mein höchstes Glück nennen würde. Aber sie hatte mein vergessen. Umsonst hofft' ich mit jedes Morgens Anbruch, daß er den schönen Tag verkünde, an welchem ich eine Einladung zum großfürstlichen Palast erhalten würde.

So verstrichen Wochen und Monden. Meine Unthätigkeit ward mir zur Last. Noch einmal Dienste beim Czar zu fordern schämt' ich mich, da er mir die Entlassung hatte ausfertigen lassen. Und doch war es das einzige Mittel, durch welches ich mich in dieser Weltgegend erhalten konnte, die durch Christinens Gegenwart die reizendste des weiten Erdenrundes geworden.

Schon war ich, nach langem innerm Kampfe, entschlossen endlich, bei einer der öffentlichen Audienzen, wo jeder Bittende das Recht hat, dem Czar sich unmittelbar zu nähern, den Monarchen um Wiederaufnahme in sein Heer anzugehen, als der unglücklichste Zufall von der Welt mich aus Rußland und für immer bannte.

Ich war eines Abends beim Obersten Larive zum Schmause in Gesellschaft vieler andern Offiziere. Nachdem die Speisen abgetragen waren, ward auf gut russisch tapfer gezecht. Jeder sprach nach seinem Sinn, und mancher Muthwille ward geübt. Unter andern lenkte sich auch das Gespräch auf den seit einiger Zeit aus den Bädern zurückgekommenen Großfürsten Alexis. Man redete ziemlich frei von den Ursachen der Spannung, die zwischen ihm und seiner Gemahlin herrschte. Man nahm Partei. Viele vertheidigten den Czarewitsch, viele die tugendhafte Christine. Ein

junger roher Russe, Offizier und naher Verwandter des Marschalls Scheremetoff, versocht das Betragen des Großfürsten, und stieß die größten Verleumdungen gegen Christinens Tugend aus. Die Andern belachten seine tollen Einfälle; das gab ihm Muth, und er ward in seinen Reden gegen die Fürstin noch zehnmal frecher. Als Verwandten Scheremetoffs widersprach ihm Keiner, und wer es wollte, fürchtete sich doch vor den trunkenen Lachern.

Wenn ein elender Mensch ohne Geist und Herz dasteht, und mit seinem armseligen Verstand das Erhabene, was er nicht begreifen kann, verspottet; wenn ein unwissender Tropf die Thaten und Entwürfe eines Weisen bekrittelt: dann kann ich auch zu den Lachern treten, oder die Achsel zucken über den ärmlichen Gefellen, der sich selbst an den Pranger stellt. Aber wenn ein Wicht es wagt, mit schadenfrohem Wiß, was gut und edel ist, zu lästern; wenn er die Tugend verdächtigen und große Handlungen verkleinern will: dann ist's nicht mehr Verstandesschwäche, die uns zum Lachen reizen kann, dann ist es Bosheit, die unser Herz empören muß. Wer gelassen lächeln kann, wenn ein Bösewicht Tugend verhöhnt; wer gelassen lächeln kann, wenn ein Bösewicht Leidende zum Gegenstand des Gelächters macht — der ist mit ihm verwandt, und selbst Bösewicht.

Ich näherte mich dem Russen, und bat ihn ernst und höflich, daß er sich zähmen möge; daß er nicht vergessen solle, Christine sei die Tochter eines edeln deutschen Fürsten, die Schwester einer Kaiserin, die Schwiegertochter unsers erhabenen Monarchen.

Der Russe, wahrscheinlich einer von den Anhängern des Alexis, die sich durch ihren Haß gegen die Fremden bei ihm einschmeicheln, glaubte hier Gelegenheit zu finden, sich seines Herrn würdig zu bezeigen. Er sah mit höhnischem Blick mich seitwärts an und antwortete mit einer Grobheit, die man nur dem Mann des Pöbels nachsehen kann. Die Andern füllten ihre Becher und lachten aus

voller Kehle über meine unsanfte Abfertigung. Die munterte ihn zu neuen Schmähreden auf. Ich bat ihn, zu schweigen — ich drohte. Alles umsonst. Er schimpfte nur immer ärger; die Andern aber lachten nur immer wilder. Was sollt' ich unter diesen Trunkenen? Ich ergriff Hut und Degen, um mich zu entfernen. Der Glende, stolz auf seinen Sieg, ging mir gegen die Thür nach, und rief, indem er mir einen Fußtritt gab: „So soll man alle Fremdlinge, Glücksritter und Abenteurer aus unserm Lande treiben!“

Ich drehte mich, gab dem unverschämten Laffen eine gellende Ohrfeige, und als er mit mir handgemein werden wollte, schleuderte ich den Wüthenden mit starker Faust zu Boden, daß ihm die Luft verging.

Langsam schritt ich meiner Wohnung zu. Aber noch hatt' ich kaum zweihundert Schritte gethan, als mir der Russe mit bloßem Säbel nachsprang, und mich mit hundert Schimpfreden zum Stillstehen mahnte. Ich machte mich zur Gegenwehr bereit. Der Mond schien hell. In der Ferne blieben einige Andere aus unserer Gesellschaft stehen, um den Verlauf der Dinge abzuwarten. Ich versprach dem Russen Genugthuung zu geben auf den andern Tag, und bat ihn, seinen Rausch zu verschlafen. Gilt's Mühe! Er griff mich rasend an; kaum konnt' ich mich vor seinen Säbelhieben decken. Es währte nicht zwei Minuten, so lag er entseelt zu meinen Füßen. Ich beugte mich zu ihm nieder. Er seufzte noch einmal und starb. Ich rief die Andern herbei. Sie trugen ihn zurück. Ich eilte in meine Wohnung, packte das Unentbehrlichste zusammen und verschwand mit Tagesanbruch aus Petersburg, um nicht nach Sibirien zu müssen.

Jetzt, mein Bellisle, wissen Sie Alles. Ich hoffe in wenigen Wochen bei Ihnen zu sein. Hart ist mein Loos, und doch werd' ich's vielleicht einst segnen. Ich habe mich gewöhnt, daran zu glauben, daß jedes Uebel die Quelle eines Wohls, und jede Lust

die Mutter eines Schmerzes sei. Entfernt von der Einzigen, die ich von Allem, was unterm Himmel wohnt, am höchsten ehre, wird mein Herz die ganze Stille wieder gewinnen. Sie aber wird von meiner That und meiner Flucht vielleicht vernehmen, und mein Name wenigstens so glücklich sein, wieder von ihr gehört zu werden.

Leben Sie wohl, mein Bellisle, wir sehen uns bald wieder. Ach, ich habe Ihnen noch Vieles zu sagen; aber es efelt mich an, Buchstaben zu malen. Ich bin mißvergnügt — erbittert gegen Menschen und Geschick — ich möchte mir eine wilde, große Zerstreuung geben, worin ich mich, wie in einem brausenden Strom, tauchen und Alles — Alles — und mein Selbst vergessen könnte! — Mein elendes, schlechtes Selbst, welches, so tief verwöhnt von Vorurtheilen und Erziehung, immer sein Glück noch in äußern Dingen, nie in sich suchen, und immer Andern Vorwürfe machen will, und nie sich, da es dieselben doch allein verdient.

Leben Sie wohl!

Die Großfürstin an Gräfin Julie.

Ja, Julie, ich will mein Schicksal tragen und deinem Rathe folgen, ob ich gleich nicht die reizende Hoffnung im Hintergrunde der Zukunft sehe, die du mir vorspiegeln willst. Es ist vergebens die Erwartung, daß ich den wilden Sinn meines Gemahls bändige. Er haßt, er verachtet mich; er ist nicht fähig, mich zu verstehen; er ist nicht fähig, mich zu lieben. Sein Wesen ist nun einmal so geformt; er kann seine Natur nicht ablegen.

Aber auch ich, Julie, kann ihn nicht mehr lieben. Er selbst hat zwischen mir und sich die unzerstörbare Scheidewand aufgebaut. Ich werde es als des Himmels höchste Günst empfinden, wenn mich der Tod von diesem qualvollen Zustand freispricht, oder wenn der

Großfürst einst, zu eigener Macht gestiegen, mich in irgend ein einsames Kloster verstoßen wird.

Daß er die Finnländerin Euphrosine mir vorzog — ich konnte es ertragen. Ich fühlte meinen Werth, und beklagte nur den verirrten Mann. — Aber — o daß ich's schreiben muß — Julie, ich bin eine Fürstentochter, ich bin einer edeln Behandlung gewohnt — Julie, er mißhandelt mich, wie eine Sklavin kaum mißhandelt wird von ihrem barbarischen Herrn.

Gestern trat er in mein Kabinet, düster, wie gewöhnlich. Ich nähete mich ihm schmeichelnd. Ich hatte mir vorgenommen, ihn zu bewegen, ein Fürwort beim Kaiser, seinem Vater, für den Chevalier d'Aubant einzulegen. Dieser d'Aubant, ein Infanterie-Hauptmann, ist eben der junge Mann, welchen wir einmal im Walde bei Blankenburg fanden, wo wir uns verloren hatten, und der uns auf die Straße zurückführte. Vielleicht Erinnerst du dich seiner nicht mehr. Er stand seitdem in russischen Diensten, gerieth vor einigen Tagen mit einem jungen Russen in Händel, der zu Petersburg mächtige Verwandte hat, und erstach ihn in einem Duell. Man behauptet, ich sei unschuldiger Weise des Streites Ursache gewesen; der Russe habe schlecht von mir bei einem Trinkgelage geurtheilt, und d'Aubant habe sich meiner mit allzugroßer Hestigkeit angenommen. Genug, d'Aubant ist seit dem Tage unsichtbar geworden. Man vermuthet, er habe sich in Petersburg verborgen; überall wird er aufgesucht; und sollte der Bedauernswürdige erfaßt werden, so ist seine Verweisung nach Sibirien unvermeidlich.

Raum sprach ich den Namen des unglücklichen d'Aubant aus, so warf der Großfürst einen fürchterlichen Blick auf mich, und befahl mir, zu schweigen. Ich gehorchte mit Zittern. Nie hatt' ich ihn so gesehen; nie hat ein Mensch jemals so zu mir geredet.

Ich wollte mich entfernen. „Wohin?“ schrie er, ergriff mich beim Arm und schleuderte mich mitten ins Zimmer zurück: „Ge-

wiß wieder zum Kaiser, um mich bei ihm anzuschwärzen, daß ich seine Vorwürfe überall und vor aller Welt hören muß! Aber, Madame, ich bin dieser Rabalen satt, und verbitte mir's ernstlich und einz für allemal, daß Sie nicht ferner sich bemühen, den Haß des Kaisers gegen mich zu vermehren."

Ich konnte nicht antworten. Ich schluchzte und streckte meine Arme gegen ihn aus. Er achtete nicht darauf, sondern fuhr fort, mich zu bedrohen. „Wehe Ihnen!“ rief er, „wenn es Sie gelüsten sollte, mich beim Kaiser zu verklagen. Ich schwör' es Ihnen, dann werd' ich anders mit Ihnen sprechen."

„Wer aber,“ erwiderte ich, „wer war boshaft genug, mich bei meinem Gemahl so zu verleumden? Und hätt' ich die gerechtesten Ursachen, zu klagen, so würde dennoch kein Wort wider den Gemahl über meine Lippen gehen."

„O!“ schrie er: „Ich weiß Alles! Sie brennen sich nicht rein. Ich habe noch der Freunde mehr, als der Kaiser und seine neuerungsfüchtigen Ausländer glauben. Das merken Sie sich. Es werden aber noch einmal andere Tage kommen. Nur Geduld!"

„Ich bitte nur um die einzige Gnade,“ versetzte ich, „nennen Sie mir diejenigen, welche behaupten, daß ich Sie bei Sr. Majestät angeklagt habe! Bin ich schuldig, so bin ich Ihres Hasses werth; bin ich unschuldig, o so verstoßen Sie die Liebe Ihrer Gemahlin nicht. — Erlauben Sie also, daß ich mich wenigstens vor Ihnen rechtfertige gegen jeden Verdacht!"

Er befahl mir nun wieder, zu schweigen, und wiederholte seine Drohungen mit noch herbern Worten, falls ich dem Kaiser wieder plaudern würde. Thränen verhinderten meine Stimme. Ich konnte nichts, als stumm meine Arme gegen ihn ausbreiten. Ich wollte mich an seine Brust werfen, und an seinem Herzen Zuflucht gegen meine Verleumder suchen. — Er stieß mich mit einer Heftigkeit, mit einem Ungestüm von sich, daß ich zu Boden gestürzt sein würde,

hätte ein vorstehender Sessel es nicht verhindert. Ich schlug aber gegen die Wand mit der Stirn, daß sie verwundet aufschwoh. Der Großfürst achtete nicht auf mich, sondern verließ das Zimmer und schmetterte die Thür wüthend hinter sich zu.

Ich lag lange betäubt im Lehnstuhl; alle meine Sinne waren in dumpfer Thätigkeit, wie in einem Fieber. Erst nach und nach entnebelte sich Alles, und ich übersah das Furchterliche meines Zustandes. Ein Thränenstrom machte meinem gepreßten Herzen Luft. Ich wollte mich zerstreuen, um meinen Schmerz vor fremden Augen verbergen zu können. Ich ging durchs Zimmer; aber meine Knie sanken unter mir ein. So auf dem Teppich des Fußbodens daliegend, streckte ich meine Hände zum Himmel und flehte den barmherzigen Gott um Rettung an, oder um Kraft, mein Verhängniß muthvoll zu ertragen.

O Julie, wie groß und schön ist die Kraft des Gebets! — Welche Seligkeit liegt schon in dem Gedanken an Gott allein! Wenn weit umher uns Alles verläßt, wenn Menschen ihre Brust verschließen gegen unsere Leiden, wenn jede Hoffnung unter dem Gewittersturm des Lebens zusammenbricht, wenn wir einsam stehen mit unserm Schmerz in der weiten Schöpfung — dann, Julie, ein Blick auf den, der unsern Schmerz versteht, und es ist uns schon geholfen. Er war's, der uns in seine Welt gerufen; er ist's, zu dem allein die gequälte Seele Zuflucht nehmen kann.

Gestärkt erhob ich mich, und muthiger und heiliger, als vorher. Erstorben war in mir nun alle Leidenschaft, und aller Groll um die erlittene Schmach. — Gott klagte ich sie; — dir nenn' ich sie. Aber tröste mich nicht, Julie, denn ich bin schon getröstet!

Ich schellte meinen Kammerfrauen. Sie erschienen. Ich bemerkte, daß sie vor meiner Gestalt erschrafen. Ich nannte die Verletzung meiner Stirn eine Folge meiner Unvorsichtigkeit, ließ

allen Besuch verbitten, und nahm, da mir nicht wohl war, nur den Besuch des Arztes an.

Steh, Julie, so steh' ich nun da — fern von dir, von meinen Aeltern, in einem fremden Lande, ungeliebt von den Russen, gehaßt und mißhandelt von meinem Gemahl, ohne Jemanden, dem ich mich vertrauen darf, ohne Aussicht erträglicher Tage.

Schreibe mir bald. Schildere mir dein Glück. In dem Gemälde deiner Freuden erhebt sich meine Seele wieder; ich vergesse meinen Gram und lebe dann nur in deinem Himmel. O, wie gern würd' ich mit der ärmsten Bäuerin deines Dorfes tauschen, wenn ich nur in Deutschland, nur in deiner Nähe, unter deinem Schutze wohnen könnte!

Der Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Billiers, 25. Juli 1715.

„Den Muth nicht verlieren?“ — O mein Bellisle, wie urtheilen Sie von Ihrem d'Aubant! — Schüchtern im Schoos der Fortuna, aber muthvoll, wenn Noth und Tod gegen uns im Felde liegen! Das ist so mein Wahlspruch.

Nun ja! mein Vermögen ist dahin — rein verfliegen, oder vielmehr, ich habe nie Vermögen gehabt! Ich habe gerechnet mit den Gläubigern meines Vaters, Alles ganz ausbezahlt. Güter, Heerden und Fahrhabe, Alles ist verkauft. Der mir bleibende Rest von den glänzenden Herrlichkeiten und Herrschaften meiner Ahnen besteht netto in sechsunddreißigtausend Livres, und kein Sou darüber und darunter. Wenn's mir wohl geht, bring' ich das Kapitälchen zu fünf Prozent unter, und habe dreihundert Thaler jährliches Einkommen; — der ärmste Dorfpfaff hat mehr für seine Messen. Ich begreif' es wohl, es läßt sich damit nicht figuriren — ich

würde wahrlich den Ritter von der traurigen Gestalt machen. — Ich soll meinem Stande gemäß leben, darf kein Handwerk treiben, darf nicht dreschen, darf nicht främen — zu betteln schäm' ich mich.

Ich bin inzwischen lange nicht so froh gewesen, als jetzt. Noch vier Wochen darf ich im väterlichen Hause wohnen, dann zieht der neue Eigenthümer förmlich ein. Er läßt schon jetzt überall ausbessern, sägen, putzen und lärmen in allen Ecken. Dieser neue Eigenthümer ist ein großer, dicker, guter Mann, Namens Mailard, der sich als Kaufmann eine runde Summe zusammenspekulirt hat, und keinen andern Fehler zu haben scheint, als den, daß er weiß, er sei reich, und nun gern den Großmüthigen, den Gönner und Patron spielen will. Er bot mir, auch wenn er eingezogen sein würde, mit recht vornehmer Anstande Wohnung bei sich; ich aber, ungeachtet ich noch nicht weiß, wohin ich mein Haupt legen soll, schlug's natürlich aus. — Arm sein, Bellisle, thut nicht weh; aber Protektionsmienen begüterter Wichte, denen der Himmel das liebe Geld im Schlaf zuschüttete, Protektionsmienen reicher Wichte, die unterm Himmel kein Verdienst haben, als den vollen Kasten — o Bellisle, die schmerzen. Ja, Bellisle, ich wollte mir lieber, wenn ein Zufall meine paar tausend Livres und meine gesunden Gliedmaßen verschlänge, das tägliche Brod von Haus zu Haus bei unsern Bauern zusammenbetteln, als Pensionen von Leuten mit Gönnermienen nehmen.

Was ist's denn mehr? Ich bin arm, aber mir ist's wohl dabei. Was ich bin, ward ich ohne mein Verschulden; was ich werden werde, soll der Zeuge meiner Kraft — eigene Schöpfung sein.

Nicht die Armuth ist's eigentlich, die den meisten Menschen beschwerlich fällt zu tragen, sondern der unbefriedigte Wunsch ihres Ehrgeizes. Sie wollen in höhern Sphären schimmern. Brod und Wasser schmecken so übel nicht, aber darüber ertappt zu werden, das ist den Leuten bitter.

Armuth ist das Element der großen Geister, die Mutter der Weisheit, die Erzieherin der Menschheit, die Erfinderin aller Kunst und Wissenschaft, die kühne Wegweiserin über Ozean und Gebirge, die Priesterin des bessern Lebens. Reichthum erschläft Leib und Seele, lähmt den Flug des Geistes, ersticht und tödtet ihn mit Sinnenlust, entartet Völker, zeugt unerhörte Krankheiten, unerhörte Begierden, unerhörte Laster.

Der Arme ist reich an Hoffnungen, an Entwürfen; sein Leben fliegt vorüber unter Gedanken und Ahnungen, die der Reiche nicht kennt. Ihm mangelt die Muße, sich selbst zu quälen. Jede Blume, jede Frucht, jeder freundliche Blick ist ihm ein neues Gut. Die karge, selbstverdiente Mahlzeit ist ihm eine Schwelgerei; der süße Schlaf mit goldenen Träumen erfüllt. Armuth führt uns an die Brust der Natur zurück; Reichthum leitet uns zur Unnatur, zum Rangstreit, zur Unempfindlichkeit, zu weibischen Gelüsten.

Sehen Sie, Bellisle, ohne daß ich's wollte, machte ich der Armuth eine Lobrede. Aber mit dieser ist's mein ganzer Ernst. Der Reiche fühlt nur, was er hat, der Arme aber, was er ist. Auch ich empfinde zum erstenmal lebhaft, was ich bin, und dies Gefühl macht mich stolz und froh. Der von der vornehmen Welt so geheißene „Bettelstolz“ ist oft der edelste und ehrwürdigste Stolz, den ein Sterblicher nähren kann. Es ist die richtige Würdigung des wahren und falschen Werths, der wesentlichen und zufälligen Güter — Verachtung todter Titel, bordinerter und gefranzter Rittel eitler Gecken, gefüllter Kisten, wohlgemästeter Dummlinge, und Hochschätzung der stillen Tugend, ohne Glanz — des Verdienstes ohne Prunk — der Weisheit ohne Charlatanerie.

Sie fragen, was ich anfangen werde? — Ich gehe in einigen Wochen nach Paris. Ich zeige mich meinen Verwandten; zeige mich den Ministern. Ich habe einige Kenntnisse, bin erfahren, man kann mich gebrauchen — ich werb' um eine Civil- oder Militär-

stelle, sei die Einnahme auch noch so gering. Ich will mit Brod und Wasser mich begnügen, aber thätig, nützlich sein.

Und wenn's dann manchmal einen trüben Tag gibt — nun dann, Bellisle, seh' ich auf den Abgott meiner Träume — und ich bin wieder froh. Eine Welt, die solch ein Engel bewohnt, muß doch die beste Welt sein.

Die Gräfin Königsmark an Gräfin Julie B.

Petersburg, 2. September 1715.

So traurig immerhin der Anlaß sein mag, wünsch' ich mir doch Glück, den Faden der Bekanntschaft mit Ihnen, Frau Gräfin, anzuspinnen zu können; mit einem Frauenzimmer, dessen Geist, dessen Seelengüte wenige Ihresgleichen haben müssen, da selbst unsere geliebte Großfürstin Christine nie ohne Bewunderung von Ihnen spricht, und bei der Nennung Ihres Namens selbst auf dem Krankensbett ihre Blicke vom schönen Enthusiasmus der Freundschaft glänzen.

Ja, unsere angebetete Fürstin ist krank. Auf Befehl derselben muß ich die Feder nehmen, um Ihnen dieses und damit die Ursache anzuzeigen, warum unsere gnädige Fürstin Ihre verschiedenen, freundschaftsvollen Briefe nie beantwortet seit einigen Monaten.

Sie hatten das Glück, die Jugendgespielin derselben zu sein; Sie blieben ihre einzige und geliebteste Vertraute. Ich ward nur durch die schrecklichsten Unfälle zum Rang Ihrer Nebenbuhlerin erhoben, oder zum Mittel, die vertraulichen Unterhaltungen unserer erhabenen Freundin mit Ihnen fortzusetzen.

Die unangenehmen Verhältnisse derselben mit ihrem Gemahl, dem Großfürsten Alexis, sind Ihnen nicht mehr unbekannt. Aber schwerlich werden Sie wissen, welche unendliche Aufopferungen die Großfürstin machte, um sich die Guld ihres Gemahls zu erwerben,

3sch. Nov. VII.

2*

mit welcher Engelsanftmuth sie seine unverdiente Härte trug; welche unbeschreibliche Geduld sie seiner unverföhllichen Grausamkeit entgegensetzte; wie sie ohne Unterlaß immer seine erste Fürsprecherin bei Sr. Majestät dem Kaiser war, wenn dieser dem Sohn mit den Ausbrüchen seines furchtbaren Zorns drohete; wie sie voll rührender Ergebenheit ihren Gemahl mit Wohlgefallen überhäufte, während sie von ihm die kränklichsten Mißhandlungen duldete. Wohl gleich sie der Balsamstaude, welche die mörderische Hand noch mit ihren Wohlgerüchen bethaut, von der sie geknickt wird.

Aber jede Liebkosung, jede Thräne, jede Wohlthat blieb fruchtlos, des Czarewits Herz zu rühren. Geschenke, welche er aus den Händen seiner reizenden Gemahlin empfing, Arbeiten, die sie selbst für ihn in einsamen Stunden geschaffen, gab er in gleicher Stunde an seine Finnländerin, die nicht erröthete, mit den schönen Arbeiten der Großfürstin öffentlich geschmückt zu erscheinen. Feste, die sie ihrem Gemahl zu Ehren veranstaltete, wurden entweder von ihm nicht besucht, oder nur Gelegenheiten, diejenige mit schmerzlichen Kränkungen zu beladen, die Alles einzig und allein für ihn that und war.

Wer die hartnäckige, wilde Denkart des Czarewits kennt; wer seinen Haß kennt, welchen er theils durch seine vom Kaiser ins Kloster verstoßene Mutter, theils durch diejenigen, welche ihn während der östern Entfernung des Kaisers umgeben, gegen alle dessen Unternehmungen einsog; wer da weiß, daß er aus eben der Ursache die schöne und geistvolle Prinzessin von Wolfenbüttel haßte, weil sie ihm von der Hand seines Vaters zugeführt ward — der hofft nicht mehr auf Ausföhnung dieses unglücklichen und erlauchten Ehepaars. Der Czarewits, täglich in der Gesellschaft verdorbener Menschen, ohne Erziehung, ohne Grundsätze, ohne Kenntnisse — täglich seine Geisteskräfte durch unmäßigen Genuß des Brantweins zerstörend, wird täglich ausgelassener, roher, tyrannischer. Nichts, als seine

nur allzugerechte Furcht vor dem Kaiser, seinem Vater, hält ihn von größern Ausschweifungen zurück.

Unter solchen Verhältnissen bleibt der leidenden Großfürstin keine andere Hoffnung, als durch förmliche Scheidung von ihrem Verfolger getrennt zu werden, oder mit Gelassenheit das qualreichste Leben ihrem Grabe entgegen zu tragen. Der Czarewitsch hat es ihr selbst mit schrecklicher Freimüthigkeit gestanden, daß er sie eben so lange verabscheuen würde, als sie seine Gemahlin wäre. Er deutete ihr selbst an, daß er die Trennung dieser Ehe von Herzen wünsche, aber von der Unbiegsamkeit des Kaisers nimmermehr die Einwilligung zu erhalten hoffen dürfte.

Die Großfürstin hatte die Gnade, mir ihr Vertrauen zu widmen. Es sollte ein leiser Versuch gemacht werden, die allfälligen Gesinnungen des Kaisers über die Scheidung zu vernehmen. Ich wandte mich an den Fürsten Menzikoff, um durch diesen Liebling des Monarchen denselben zu erforschen. Die Gelegenheit dazu erschien. Menzikoff warf mit seiner ihm eigenthümlichen Gewandtheit einige verlorne Worte hin. Diese aber reizten den Jähzorn des Czaren in einem so fürchterlichen Grade, daß Menzikoff nie wieder für einen ähnlichen Versuch Muth behielt.

„Wehe dem Alexis!“ rief der Kaiser: „Wenn ich diesen Ungerathenen, diesen Widerspenstigen, diesen Unwürdigen, der täglich tausend Mal des Vaters Herz bricht, wenn ich ihn bisher mit wohlverdienter Strafe schonte, so ist's aus Achtung und Liebe für seine Gemahlin. Weh' ihm, wenn dieser Engel einst ihm fehlt!“

Ungeachtet Menzikoff dem Kaiser feierlich schwor, daß der Gedanke von einer Scheidung nie in die Seele des Großfürsten gekommen, daß es nur eigener Einfall gewesen, schien jener doch den Argwohn beibehalten zu haben. Wenigstens sprach dafür die härtere Begegnung seines Sohnes von jenem Tage an, welche den Großfürsten bis zur Raserei gegen seine Gemahlin erbitterte.

Machen Sie sich nun darauf gefaßt, theuerste Gräfin, noch das Entsetzlichste zu erfahren. Man hat einen Versuch gemacht, die Großfürstin durch Gift aus der Welt zu schaffen. Zum Glück ist die Frevelthat nicht ganz gelungen. Die Großfürstin hat nur sehr wenig von der vergifteten Suppe genossen; die zufällige Ankunft des kaiserlichen Leibarztes in gleichem Augenblick, da die Fürstin die Wirkungen des Giftes empfand, die Schnelligkeit, mit der er das Uebel entdeckte, und die Kraft seiner Gegenmittel, verhüteten das größte Unglück.

Alles ward mit dem tiefsten Geheimniß behandelt, und soll es bleiben. Die Gesundheit der leidenden Großfürstin kehrt zurück. Vielleicht genießt sie schon in einigen Wochen das Vergnügen, Ihnen selbst wieder schreiben zu können.

Nie erschien an allen Höfen Europas eine lebenswürdigere und unglücklichere Fürstin; nie ein Weib, welches durch Schönheit und Tugend und Geistesgröße des schönsten Menschenlooses werther gewesen, und es minder empfangen hätte, als sie. Ich gestehe Ihnen, daß ich in Verzweiflung bin, und rathlos. Der Kaiser läßt sich nicht einreden, der Großfürst sich nicht verwandeln, und die Unschuldigste, die Edelste unsers Geschlechts wird das Opfer dieser Verhältnisse.

Nicht ein einziges Mal hat der Czarewitsch seine Gemahlin, während der Krankheit, eines flüchtigen Besuches gewürdigt; nicht ein einziges Mal den Anstand nur so weit beobachtet, nach ihrem Befinden fragen zu lassen. Denken Sie sich noch hinzu, daß die Großfürstin in einigen Monaten ihre abermalige Niederkunft erwartet.

Ich beschwöre Sie, wenn Sie uns vielleicht durch einen glücklichen Gedanken in dieser peinlichen Lage rathen können, säumen Sie nicht. Ich sehe keine Hilfe — diese Heilige wird früher oder später durch namenlose Barbarei zu Grunde gerichtet. — Bereiten

Sie sich daher immerhin vor, einst das Schrecklichste erfahren zu müssen.

Chevalier d'Aubant an L. Bellisle.

Paris, 2. Oktober 1715.

Acht Wochen lang, mein geliebter Bellisle, tret' ich nun schon das Straßenpflaster von Paris; laufe von der Morgenfrühe bis zur Mitternacht; gähne halbe Tage lang in den Vorzimmern der Großen; schreibe unterthänige Vorstellungen und Suppliken; lasse mich mit Hoffnungen und Möglichkeiten, mit Achselzucken und theilnehmenden Mienen abspeisen, bin und bleibe nach wie vor der arme, amtlöse Chevalier d'Aubant, und komme keinen Schritt weiter.

Man lobt meine Arbeiten, man findet Talente an mir — und das ist Alles. Kommt's bei einer erledigten Stelle zur Wahl, sehe, da springt ein Anderer rüstig vor, und pflanzt sich hin, wo ich sitzen möchte — und immer ein Anderer, dem ich vielleicht an Kenntnissen, an Thätigkeit, an Güte des Willens gleich, auch wohl zehnmal überlegen wäre.

Ach, ich weiß es wohl, was mir gebricht. Schmücke dich mit Salomons Weisheit, mit des Seraphs Tugend, und vereinige in dir die Gelehrsamkeit aller Akademien, du wirst nichts mehr sein und gelten, als eine kostbare Denkmünze, die aber im Handel und Wandel des Lebens nicht gangbar und bräuchlich ist. Gold ist der Firniß, welcher der Tugend erst Glanz, der Weisheit erst Ansehen gibt. Gold ist die moralische Universalinktur, unter welcher sich Roth in Perlen, Albernheit in Grazie, Feigheit in Heldenthum, Kleinigkeitskrämerei in Geistesgröße verändern.

Nun denn, die Universalinktur fehlt — ich muß mich also ergeben.

„Aber Ihre Verwandten, Ihre Freunde in Paris!“ werden Sie sagen. Ach, lieber Bellisle, diese lieben Leute sind unendlich gütig. Sie laden mich zu ihren Festen ein, wo sie mit ihrem Ueberfluß schimmern können; sie würden ein paar Tausend Thaler in einer einzigen Mahlzeit verschwenden, ohne es sich gereuen zu lassen; aber einen wahrhaften Dienst zu leisten, wo es nur um einfache, schlichte, biedere That zu thun ist — daran denkt keine Seele.

So sind die Menschen; aber wer ändert sie?

Und was nun weiter beginnen? — Ich weiß es nicht. Ich bin so verlassen, daß es mir selbst an Rathgebern fehlt; und guter Rath ist doch das Wohlfeilste in der Welt, womit selbst der Geizhals verschwenderisch sein kann.

Doch nein, ich will nicht ungerecht sein. Mein alter, getreuer Knecht Claude, der mich nie verließ, und den ich nie verlasse, gibt mir alle Tage neuen Rath, und wird nicht müde damit. Bald meint er, ich soll bei irgend einem Regiment Oberster, oder wenn auch nur Hauptmann werden; bald in die Lotterie setzen, bald Mitglied des königlichen Staatsrathes werden, bald eine reiche Wittve mit zehn Landgütern heirathen.

Heut' — ich hatte kaum meine schmale Mahlzeit beendet — kam er vollen Sprungs gelaufen, und rief: „Herr Hauptmann! gute Nachricht! jetzt wollen wir der ganzen Welt ein Schnippchen schlagen.“

„Daraus wird sich die ganze Welt nichts machen!“ versetzte ich

„Wollen Sie ein Marquisat, eine Baronie, ein kleines oder großes Fürstenthum?“

„Wenigstens ein großes!“

„Nun gottlob, Herr Hauptmann, daß Sie das nur wollen; so ist uns denn Allen geholfen. Machen Sie mich dann zu Ihrem Minister, oder zu was Sie wollen, denn ich bin Ihnen doch immer

der Nächste gewesen: und einen treuern Menschen finden Sie unter Sonne, Mond und Sternen nicht wieder, als Ihren Claude. Ihre Pferde sollen die prächtigsten sein, tausend Meilen in der Runde. Lassen Sie mich nur dafür sorgen.“

„Aber wo ist mein Fürstenthum, Claude?“

„In der neuen Welt, Herr Hauptmann; da — warten Sie — ja, — am Mississippi, in dem großen Königreich Louisiana, nicht weit von Amerika. Alles läuft jetzt dahin. Ich habe mit sechszehn Familien gesprochen heut' an der Wirthstafel; sie kommen weit her; es sind sogar Deutsche und Schweizer darunter. Alles geht nach der Louisiana. Man bekommt dort so viel Land, als man nur will, ohne einen Sou dafür zu zahlen; macht sich so viel Sklaven, als man Amerikaner findet, und kann leben, wie ein König.“

„Du bist ein Narr, Claude.“

„Wahrhaftig aber ein Narr, der nicht mit Gold aufzuwiegen ist. Der Schiffskapitän de Blazot wohnt in der Straße Richelieu, Nummer 595, im zweiten Stock. Er macht Werbungen für die Louisiana. Bei ihm muß man sich melden. Er hat die Landkarte auf dem Tisch, und theilt jedem, der zu ihm kommt, Besitzungen darauf aus. Wenn Sie erlauben, geh' ich ohne anders zu ihm, und nehme für uns eine ganze Provinz in Beschlag, da es doch ein Fürstenthum geben soll. Ich bitte Sie, Wasser, Kalk, Waldungen umsonst: es fehlt nichts, so viel Städte frisch aufzubauen, als ganz Frankreich hat -- nichts, als der Wille fehlt.“

„Den Willen hab' ich wohl.“

„Nun, Herr Hauptmann, so haben wir gewonnen Spiel. Bedenken Sie, Herr Hauptmann, was das sagen will, eine ganz neue Welt! noch total neu und nicht zum hundertsten Theil so abgenutzt und verbraucht, wie unsere alte Welt hier zu Lande. In der Erde liegt dort gewiß das baare Gold klumpenweis bei-

fammen; die Bäume sind dort so groß, daß unsere dickste Eiche nur ein Ast an solchem Baum sein würde. Das haben mir die Leute selbst gesagt. Hier kann man sich für sein baares Geld kaum satt essen; das Menschengedränge ist zu groß. Dort sind eigentlich noch wenig Menschen; Alles muß daher spottwohlfeil sein. Mit einem Livre stell' ich dort Bankette an; mit zwei Livres baue ich mir einen Palast, der sich neben den Tuilleries sehen lassen darf. Für einen alten eisernen Nagel geben mir die dummen Wilden einen Kochtopf voll ungeprägter Dukaten; für eine Pfeife Tabak, für ein Stückchen Spiegel bekomme ich mehr Leibeigene, als ich will. Sie müssen nur wissen, Herr Hauptmann, die Wilden kennen das Alles noch nicht! nur eine alte blinde Fensterscheibe gilt bei ihnen schon für ein Juweel. Aber, wie gesagt, wir müssen eilen, eh' Andere kommen und sie klüger machen. In meinem Leben sollte man kein Volk aufklären und gescheut machen, wenn ehrliche Leute dabei einen Schnitt für sich machen möchten!"

So schwärmte mir Claude eine ganze Stunde lang von den Herrlichkeiten in Louisiana vor, und ich lachte mir fast Kopfschmerz an. Es ist gewiß, daß Kapitän Blaisot Kolonisten für Louisiana wirbt, und daß die Herren Werber es nicht an Ausschneidereien mangeln lassen, Menschen in ihr ödes Kanaan zu locken.

Für heut' beruhigte ich meinen glückstrunkenen Staatsminister Claude mit dem Versprechen, den Kapitän morgen selbst zu besuchen und mir mein Fürstenthum mit eigenen Augen auszuwählen. Morgen hat Claude aber gewiß schon einen andern Plan.

Und ich, wie er! Der Mensch ist nicht so froh durch das, was er besitzt, sondern durch das, was er hofft. Und so bin ich froh, wie ein Gott!

Kümmern Sie sich, geliebter Bellisle, meines Schicksals wegen nicht. Ein gesundes Herz in gesunder Brust, ein freier Geist im freien Körper — diesen gehört die Welt an.

Schon sei Langem fehlen mir von Petersburg alle Nachrichten. Umsonst durchblättere ich alle Zeitungen und suche unter den Artikeln Rußland. Keiner nennt die Nennenswürdigste des Nordens; nur meine Träume erzählen mir. Bald muß sich mein Horizont erhellen. Der Winter rückt heran, ich muß wählen.

Die Großfürstin an Gräfin Julie.

Petersburg, 5. Oktober 1715.

Das erste Opfer meiner wiedergekehrten Kräfte wird dir, geliebte Julie, gebracht — vielleicht auch ist's das letzte; und wär' es, o so klage nicht, sondern wünsche deiner Freundin Glück, daß sie bald ihr Ziel errungen.

Die gute Königsmark hat dir meine Krankheit und deren Ursache gemeldet. Du weißt's, daß mir nach dem Leben getrachtet wird — ich aber weiß, daß es mir endlich unmöglich wird, den Nachstellungen meiner Menehelmörder zu entinnen. Und wer bürgt mir dafür, daß nicht jetzt schon wieder ein geheimes, langsames Gift durch meine Adern schleicht?

Niemand, als die Königsmark und du und meine bekannten Mörder wissen von dem schrecklichen Ereigniß. Einer meiner Köche ist seitdem unsichtbar geworden. Ich will ihn nicht verfolgen; den Bösewicht verfolgt die Erinnerung seiner That.

Ich fühle das nahe Ziel meiner Laufbahn. Ich sehne mich nach ihm. Ein solches Leben zu verlieren, ist Gewinn.

O Julie, wie umgewandelt ist das Alles, seit wir beide von einander schieden! Ach, hätt' ich's ahnen können damals, ich wäre im Schooße meiner schönen Heimath gestorben. Ausgerüstet mit Sinn für jede Schönheit der Natur, entzückt von jedem kommenden Frühling, begeistert schon durch jene rührenden Schilderungen,

welche Reisende uns von der Majestät der Alpen, von dem Zauberland Italien gaben, sehnt' ich mich mit unaussprechlicher Begier, nur einmal jenen Wundergarten des Erdballs sehen zu dürfen — mein Wunsch blieb unerfüllt. Die willenlose Fürstentochter ward auf ewig in die kalten, traurigen Wildnisse an den entlegensten Enden unsers Welttheils verbannt, wie aus dem Paradiese in das Land, worauf des Schöpfers Zorn hastete. Mit einem Herzen, welches voller Schwesterliebe sich an jedes Wesen schloß, und immer Liebe forderte, verwies das Schicksal mich zu Halbbarbaren, die nur rohe Instinkte kennen, mich nicht verstehen. Ich sehe sie zu Mord und Hader eifrig, und nur vergnügt, wenn berauschende Getränke ihren Verstand verwirren. Noch sind sie von den umherstreifenden Tataren durch nichts geschieden, als daß sie zur Kenntniß eines geringen Theils vom Luxus des gebildeten Europa's gelangt sind. — Könnt' ich Beherrscherin dieser Wilden sein, ich zöge den Stand der ärmsten Unterthanen im freundlichen Deutschland vor.

Ich mußte abbrechen. Meine Kräfte verließen mich. Aber ich nehme die Feder wieder, theuerste Julie, um dir das Lebewohl zu sagen. Dies Blatt soll dir der stumme Zeuge meiner Treue sein, die mein Herz an dich knüpft, bis der Tod es bricht. Wohl ist's der Zeuge — nur ein letztes, unverständliches Stammeln — Zeuge meines Absterbens, daß ich selbst davor erschrecken möchte. Denn in mir glühen noch tausend Gefühle; ich möchte sie dir noch nennen; aber ich bin gelähmt. Ich streue nur todte, kalte Worte auf dies heilige Blatt. Es ist mein Winter da. So steht die ewige Sonne in sich glühend, dunkel schimmernd hinter falben Dezemberwolken; statt der erwärmenden Strahlen vom Himmel streut sie Schneeflocken auf die erkaltende Welt.

Glaube mir, Julie, ungeachtet meiner Jugend scheid' ich ohne Kummer von der Lebensbühne, wo ich überall Dornen fand, Missethöne hörte. Ich klage nicht mit diesen Worten den Schöpfer an, sondern die Thorheit der Menschen, welche die Ordnung der Schöpfung verwirren. Aber diese Thorheit, ist sie nicht wieder eine traurige Nothwendigkeit in der Natur? Führt der Weg zur Wahrheit nicht immer erst durch das Labyrinth des Irrthums? War's nicht Werk und Willen der Natur, daß der Mensch unermüdlich sein mußte, sein Glück zu erweitern; und war's beim Mangel seiner Erfahrungen seine Schuld, wenn er unter den Mitteln falsch wählte?

Der Mensch, im Stande der Natur, ohne Entwicklung seiner schlummernden Kräfte, Begierden und Leidenschaften, nur noch Thier mit wenigen Erinnerungen und wenigen Hoffnungen — und der Mensch in seiner höchsten Vollendung, wo er mit gebildetem Geist, unermesslichen Kenntnissen und erhabenen Gefühlen die einfachen Gesetze der Natur wieder lieb gewinnt, und den Despotismus zerstört hat, welchen die gesetzgebende Leidenschaft übte — nur diese sind glücklich. Alles, was zwischen diesen beiden wandelt, die ungeheure Masse der Halbwilden — und von den Ufern des Tajo bis zum Ladoga, seh' ich nur diese Halbwilden — ist elend durch Verwirrungen, durch Unnatürlichkeiten, durch Widersprüche seiner Begierden und Ordnungen mit den unbeugsamen Geboten der Natur.

Ach, Julie, vielleicht verstehst du mich nur kaum. Ich deute aus der Ferne nur bloß auf meine Todeswunden.

Erhebe dich mit mir über das rege Getümmel der armen Sterblichen, und beobachte ihr Wirken und Treiben! Was erblickst du? — Sieh', überall Seufzer, überall Thränen, überall Sorge und Kummer! Wie sind der Glückseligen so wenig! Sie leben nur einzeln und einsam, und hüten sich wohl, der Berührungspunkte mit der Welt zu viel zu haben.

Darin ist Alles nur eine Stimme, daß der Glücklichen wenige sind; ja, die Leidenden kennen sogar die Ursache ihres Glucks. Aber wer wagt den großen moralischen Aufruhr, welcher die Welt von ihrem Jammer befreit? Wer hat Muth genug, die Fesseln abzuwerfen, die ihn hindern, einzutreten in sein Paradies? Wer kündigt dem grauen, allmächtigen Vorurtheil Krieg an, und stiftet Versöhnung des entarteten Menschengeschlechts mit der Natur?

Mustere die selbstgeschaffenen Verfassungen und Ordnungen der Sterblichen — sind es nicht Werke der vernunftwidrigsten Begierden? — Mustere ihre Heiligthümer, vor denen sie anbetend knien: sind es nicht wahnwitzige Vorurtheile?

Um ihren Göttern angenehm zu sein, trennen sich Männer und Weiber, entsagen sie mit blutenden Herzen den heiligsten und schönsten Gefühlen; verdammen sie sich in Klöster zu ewigen Kerker, zu Arbeiten, welche weder dem Himmel frommen, noch der Erde, und die Mächtigen des Erdballs schirmen die Barbarei, vor der der rohe Naturmensch, wie der vollendete Weise schaudert — und nennen es ein heiliges, gottgefälliges Leben.

Andere, um sich Wohnungen in den Gefilden einer bessern Welt zu bereiten, bezeichnen ihre Bahn zum ewigen Leben mit Strömen Brüderbluts. Den Dolch in der Faust und Gott auf den Lippen, verfolgen sie den Mitbürger, der ihren Glauben oder ihre Hirn-ge-spinnste nicht theilen will. Selbst da, wo Völker sanftere Sitten angenommen haben, und Religionskriege verabscheuen, erröthen sie nicht, mit christlichem Erbarmen Andersgläubige zu hassen, und sie von den Rechten der bürgerlichen Gesellschaft auszuschließen, so weit ihr Arm reicht.

Ein unersättlicher Ehrgeiz erfand die erblichen Vorrechte und Nachtheile der Geburt. — Menschen, aus gleichem Stoff gebildet, in gleiches Vaterland gestellt, zu gleichem Wohl und Weh erzogen, trennen sich in ihrem Wahnsinn, wie Wesen fremder Art,

und verachten und verehren sich, als könnte es nun nicht anders sein. Der Edelmann blickt mitleidig auf den Bürger, der Graf auf den Edelmann, der kleine Fürst auf den Grafen, der König auf den Fürsten herab, und jeder nennt es Entweihung, sich mit demjenigen zu verbrüdern, an dessen Wiege weniger Titel hingen. Und die Königin und die Bäuerin, und der Tagelöhner und der Kaiser nennen sich doch Alle Kinder Gottes, und vor ihm gleich, und modern im Grabe auf gleiche Weise und lassen Alle ihre Titel über dem Aschenhügel zurück.

So durch unzählige Schranken, bald durch Meinungsätze, bald durch Reichthum und Armuth, bald durch selbstgeschaffene Vorstellungen von Ehre und Schande, bald durch weiße und schwarze Farbe der Haut, ist das Menschengeschlecht von einander geschieden, vereinzelt, ohne Liebe, ohne Freuden, stets im Widerspruch, immer wilder entartend.

O, meine Julie, du begreifst nicht, was und warum ich dir dies sage! — Aber lies es, und lies es wieder, und vielleicht steigt dir aus den Trümmern dieser Gedanken eine schöne Ahnung entgegen, wie ein Geist aus dem Grabe, der dich einst tröstet, und dir die Thränen vom Auge trocknet, die ich dir nicht trocknen darf.

Wenn ich nur einmal, ach! Julie! nur noch einmal dich sehen könnte! — Es ist mein letzter Wunsch, den keine Hoffnung krönt. Ich wollte meine bleichen Wangen an dein Herz legen, und mit dem Gedanken an die schönen Tage meiner Kindheit sterben und übergehen zur neuen Kindheit des zweiten Lebens. —

Weine nicht, meine Einzige! — Früher oder später, wenn die Gewalt des Himmels nicht meinen Willen bricht, werde ich wieder vor dir erscheinen — nicht ich selbst, aber mein Geist! Er soll zu dir reden, ach! und vielleicht werd' ich deine Erwiederungen ver-

nehmen! — Zweifle immerhin an dieser Geistererscheinung; aber einst will ich dich meines Wortes erinnern.

Leb' wohl! — vergiß deiner Freundin nicht. Der Gedanke an deine Liebe soll mir den letzten, schweren Kampf erleichtern, und in einem seligern Leben zu den ersten meiner Freuden gehören.

Leb' wohl! — Immer werf' ich das Blatt hin, immer nehm' ich es wieder, und die Macht meines Schmerzes hindert mich, dir, was ich leide, zu sagen. Liebe mich ewig! — Geister werden nicht getrennt.

Noch eins, geliebte Julie, muß ich dir sagen. Betrachte, was ich dir anvertraue, als ein heiliges Vermächtniß deiner Freundin. — Es sind nun

Die Gräfin Königsmark an Gräfin Julie.

Petersburg, 9. November 1715.

Wenn ich, was schon ganz Europa durch Trauerboten und Zeitungen erfahren hat, Ihnen erst jetzt melde, meine theuerste Frau Gräfin — o, so verzeihen Sie es meinem traurigen Gemüths- zustande, meiner Verwirrung, meinem unermesslichen Schmerze. Ich will Ihnen weder diesen schildern, noch Sie trösten. Die hochselige Fürstin, die wie eine Heilige lebte, wie eine Heilige starb, und schon längst von den Vorgefühlen ihres Todes umgeben war — sie ist wohl des Opfers unserer Thränen werth. Nur einige nähere Umstände ihres Todes, dessen Zeuge ich war, darf ich Ihnen nicht verschweigen.

Am zweiundzwanzigsten Oktober ward ich zur verewigten Großfürstin gerufen. Ihre längst erwartete Niederkunft war schon geschehen. Sie hatte einen Prinzen geboren, der in der Taufe den

Namen Peter, und den Titel eines Großfürsten empfang. Die Nachricht von dieser Geburt erfüllte ganz Petersburg mit Freude. Wie sah man Seine Majestät den Kaiser so vergnügt. Nur ein einziger Mensch mischte seine Stimme nicht in den allgemeinen Jubel, und dieser einzige Gefühllose war, — o Sie errathen ihn wohl.

Aber die öffentliche Freude ward bald durch die Nachricht vom Uebelbefinden der Großfürstin getrübt. Sie ward das Opfer ihrer langen Leiden. Als sie die Annäherung ihres Todes empfand, verlangte sie nur noch den Czar zu sehen. Sie dankte ihm für seine väterliche Huld, nahm auf ewig Abschied von ihm und ihren Kindern, die sie mit Thränen benetzte. Sie empfahl beide dem Kaiser und übergab sie dann dem Czarewiz, ihrem Gemahl. Dieser nahm die Kinder mit sich in sein Gemach, und kehrte nicht mehr zu seiner sterbenden Gemahlin zurück, verlangte sogar nicht einmal Nachricht von ihrem Befinden, sondern begab sich auf eins seiner Landhäuser.

Die Aerzte wollten die Fürstin noch überreden, einige Arznei zu nehmen; sie aber rief mit heftiger Bewegung: „Beunruhigt mich nicht länger! Laßt mich in Ruhe sterben; ich habe keine Ursache mehr zu leben!“

Sie gab ihren Geist auf am ersten November. Auf ihr ausdrückliches Verlangen wurde ihr Leichnam nicht geöffnet und einbalsamirt, sondern in aller Stille begraben *) Eben dies befahl auch ihr Gemahl, der Großfürst, welchem der Todesfall durch Silboten gemeldet worden war. Am siebenten November wurde die Todtenfeier in der Hauptkirche begangen, mit all' dem Pomp und den Ehrenbezeugungen, welche ihrem erhabenen Range gebührten.

*) Diese Nachrichten vom Tode der Prinzessin von Wolfenbüttel, Gemahlin des Czarewiz, stimmen wörtlich überein mit denjenigen, welche Peter Heinrich Bruce erzählt hat.

Der schreckliche Tag, an welchem ihr Gemahl sie mit Schlägen und Fußtritten so abscheulich mißhandelt, und sie ohnmächtig und im Blute schwimmend verlassen hatte — ich weiß nicht, ob Ihnen die Hochselige jemals von solchen Ereignissen, die leider öfters geschahen, geschrieben hat — und jener Vergiftungsversuch, welcher nur durch ihre Jugendkraft und die schnelle Hilfe der Aerzte vereitelt ward, haben ohne Zweifel den größten Anlaß zu ihrem frühen Tode gegeben. Sie war kaum einundzwanzig Jahre alt!

Ich enthalte mich aller Anmerkungen über diese Begebenheiten, durch welche die Tochter eines der edelsten Fürstenhäuser von Deutschland der Brutalität eines Unmenschen preisgegeben, und eine Prinzessin von den seltensten Vorzügen des Geistes und des Herzens, mit deren Schönheit und deren Tugenden keine an allen europäischen Höfen wetteifern durfte, unverzeihlich grausam hingerichtet ward.

O wie elend ist das häusliche Leben der Großen, während, vom Glanz des Aeußern geblendet, die Menge des unwissenden Volks sie, wie beneidenswürdige Halbgötter, anstaunt! — Welche Verbrechen muß oft der Purpur bedecken, welchen Abscheulichkeiten dient oft die fürstliche Krone zum Schilde gegen das rächende Urtheil der Welt! — Könnte das Auge eines frommen Bettlers in die schwarzen Geheimnisse manches mächtigen Hauses dringen, er würde schauernd sich zu seinen verschimmelten Brodrinden wenden, und mit dankbarem Blicke seinen Bettelstab segnen!

Unter den nachgelassenen Papieren der seligen Großfürstin fand ich noch einen langen, unvollendeten Brief, den sie bei ihrem Leben für Sie, meine theuerste Frau Gräfin, bestimmt hatte. Ich lege ihn, als ein köstliches Denkmal der treuen Liebe, diesem Schreiben bei.

Wir wollen mit Wehmuth das Andenken der erhabenen Dulderin ehren, und über ihrem Grabe den Bund der Freundschaft schließen.

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Paris, 7. November 1715.

Wie sehr, geliebter Bellisle, rührt mich Ihre beispiellose Freundschaft! — Wahrlich, eine That, wie die Ihrige, gehört heutiges Tages zu den schönen Fabeln! — Sie treten mir und meinen möglichen Nachkommen die Hälfte Ihres großen Vermögens ab; schenken mir das prächtige Landgut bei Bordeaux, das Ihnen die letzte Erbschaft zuwarf, und fordern für dies Alles nichts, als meine Einwilligung.

Ich konnte, denn ich war allzubewegt, ich konnte mich nicht enthalten; Ihren Brief, diese köstliche Urkunde menschlicher Herzengüte, einigen meiner Verwandten vorzulesen. — Alle waren — nicht gerührt, sondern erstaunt. Sie wünschten mir Glück. „Hat der Mann Kinder?“ fragten Andere. „Allerdings, und zwar einen Sohn und eine Tochter!“ erwiderte ich. Nun war die Verwunderung noch größer. Ein alter, kinderloser, sehr begüterter Herr Vetter schüttelte bei dem Allem den Kopf, als dürfte er dem Märchen nicht trauen. Er fragte hundert Dinge über Sie, und all die hundert Dinge, wie ich endlich merkte, zielten zuletzt nur dahin, um zu erfahren, ob Sie nicht dann und wann von Geisteschwäche und Blödigkeit des Verstandes litten.

Sehen Sie, mein Bellisle, so unglaublich ist Ihre That den gewöhnlichen Menschen. Alle diese Leute bilden sich auch ein, zu wissen, was Freundschaft sei. Es gibt unter ihnen einige Herren, welche poetische Sachen gelesen haben mögen, und die sich sogar über den Mangel wahrer Freunde, und die Abwesenheit zarter und großer Empfindungen bei den Menschen beklagen. Aber daß sie irgend einen, der ihnen lieb ist, beobachten sollten, ob und wo er leide; daß sie einen Theil ihres Vermögens, nur einen geringen, daran wenden sollten, den, so sie lieben, in glücklichere Verhält-

nisse zu sehen: das fällt diesen zarten, erhabenen Seelen weder wachend noch schlafend ein. Sie schreiben Ihnen die gefühlvollsten Episteln, sie schwören Ihnen Treue in Noth und Tod; sie heißen jeden ihren eigenen Feind, der Sie zu kränken wagt; sie vermessen sich, in den feierlichsten Ausdrücken, ihr Blut für Sie hinzugeben, wenn die Noth es begehrt; sie wollen ihres eigenen Lebens nicht achten, wenn es darauf ankömmt, Sie glücklich zu machen. — Aber, mein Lieber, nur kein Geld müssen Sie erwarten, und wenn ein paar hundert Louisd'or von der Hölle und vom Tode loskaufen könnten! — Alle bilden sich auch gutmüthig genug ein, wirkliche Freunde zu sein, und wahre Freunde zu haben: es erinnert sich aber wahrlich keiner von ihnen, weder eine große Freundesthat gethan, noch empfangen zu haben.

Doch kein Wort mehr von diesen armen Sündern, die, wenn sie Geschichte edler Freunde in einem Buche lesen, oder auf der Bühne dargestellt sehen, entzückt die Hände zerklatschen, oder sich wehmuthsvoll die Augen roth greinen; in der Wirklichkeit aber nicht den hundertsten Theil ihrer Habe an die Erhaltung eines treuen Herzens wenden möchten.

Ja, mein geliebter Bellisle, ich danke Ihnen. Ihr Geschenk ist mehr werth, wenigstens achte ich es höher, als wenn Sie selbst für mich das Leben geopfert hätten. Deuten Sie meine Worte nicht übel. Man wird weit leichter Menschen finden, die, hingeworfen von einer schönen Schwärmerei gegenseitiger Zuneigung, ihr Leben für einander lassen, als eine Zahl solcher, die ihr Hab und Gut, oder auch nur einen namhaften Theil desselben, einem Freunde schenken. Aller Enthusiasmus, und wenn eine seiner geheimen Quellen selbst nur Eigenliebe gewesen wäre, vergift bald seines dunkeln Ursprungs und vernichtet die kriechende, gefräßige Selbstsucht. Hingegen beim Geldzählen will kaltes Blut sein; da hat der Egoismus wieder sein Wort, und er wörtelt und kalkulirt

so lange, bis die schon dem Freunde gewidmeten Geldsäcke in den heimatlichen Kasten zurückkehren. Dann bestimt sich der zärtliche Freund auf irgend eine poetische Tirade; weint auch, wenn es nicht zu vermeiden ist, eine bittere Thräne der Wehmuth an Ihrer Brust, und klagt die Grausamkeit des unerbittlichen Verhängnisses an.

Und nun, geliebter Bellisle, am Schluß meines ewigen Geschwäzes noch eine Bitte. Ihre Güte enthob mich aller Nahrungsorgen, und setzte mich in den Stand, meinem Range, meinen Verhältnissen gemäß, sogar mit einigem Aufwand, leben zu können. Aber ich würde im Besitz dieses Geschenks minder glücklich sein, als ich's jetzt bin — erlauben Sie daher, daß ich's Ihnen zurückgebe, ohne Gebrauch davon zu machen. Ich behalte nichts, als die ewige Verbindlichkeit, Ihnen dankbar zu sein — ach! daß ich's sein könnte.

Bürnen Sie mir nicht, daß ich Ihre Gabe zurückweise. Wenn das Bedürfnis mich drückte, ich würde ohne Zaudern mich an Sie wenden, und fordern; ich würde Ihr Eigenthum als einen Theil des meinigen ansehen, so wie ich nichts besitze, was nicht Ihnen gehört. Aber ich wandle noch unter den Blüthen meines Lebens; ich fühle meine Kraft, und ich bin noch nicht aller Mittel beraubt, mir so viel zu erwerben, als ich für die Kummerlosigkeit späterer Jahre bedarf. — Und ein Bäumchen von unserer eigenen Hand gepflanzt, gewährt uns höheres Vergnügen, als ein ganzer Wald, den uns der Zufall schenkte.

Und — warum soll ich's Ihnen verbergen! — Ich liebe Sie zu sehr, als daß ich's ertragen könnte, von Ihnen in den schönsten Beweisen der Freundschaft überwunden worden zu sein. Ich fürchte, Sie weniger lieben zu können, wenn ich Sie als meinen Wohlthäter ehren muß. Nichts darf unser Gleichgewicht stören, keiner erhaben über den andern stehen, wenn wir nicht die zarten Gefühle verändern wollen, welche bisher unsere Herzen erwärmten.

Und nun noch ein seltsames Abenteuer!

Vorgestern, als ich durch den Hof des Louvre ging — es war schon spät und Dämmerung — zog mich ein Bekannter mit sich zu einem benachbarten Billard.

Ich fand großes Gewühl. In allen Zimmern waren die Spieltische besetzt. Ich ging von einem zum andern.

„Kennen Sie den Rothrock da?“ fragte mein Bekannter, und deutete verstohlen auf die Seite. Es stand nicht weit von mir ein kleiner, breitschultriger Mann, in scharlachnem Ueberrock, dessen Farbe zu den pechschwarzen, ungepuberten Haaren, und dem bleichen, starcknochigen Gesicht grell abstach. Er sah den Spielern gelassen in die Karte.

„Ich kenne ihn nicht!“ gab ich zur Antwort.

„Er verläßt Sie mit seinen Augen nicht!“ sagte mein Bekannter.

Ich achtete dessen nicht weiter, ließ Punsch geben, und trat ins Nebenzimmer. Da fand ich den Rothrock wieder, und bemerkte wirklich, daß er mich von Zeit zu Zeit scharf mit seinen vorragenden großen Augen anblickte. Mir behagte weder der Mensch, noch sein Blick. Ich eilte in den Saal zum Billard; der Rothrock war auch da. Ich stellte mich vor's Kaminfeuer. Mein widerlicher Beobachter pflanzte sich neben mich. Ich spann ein Gespräch mit ihm an; seine Sprache verrieth ihn als einen Fremdling. Ich würde ihn der Aussprache nach für einen Engländer gehalten haben, wenn er nicht so ein widriges Zigeunergesicht gehabt hätte. Er antwortete mir meistens sehr einsilbig. Nach einer Weile zog er plötzlich die Uhr hervor, drehte sich zu mir, und sagte: „Die Gemahlin des Czarewitsch, die Prinzessin von Wolfenbüttel, ist gestorben!“ — Ich erstarrte, indem er diese Worte sprach. Er wandte sich von mir. Ich suchte ihn in dem Gewühl. Er war verflohen. Auch hatte ihn keiner gekannt, von allen, so gegenwärtig waren; jeder sagte, er habe ihn diesen Abend zum ersten Mal gesehen.

Ich eilte sogleich zum Sekretär der russischen Gesandtschaft, den ich wohl kannte. Ich theilte ihm, noch zitternd vom Schreck, die entsetzliche Neuigkeit mit; ich fragte um Bestätigung oder Grundlosigkeit. Er lächelte, und sagte: „Die letzten Kuriere melden das Wohlbefinden der Prinzessin von Wolfenbüttel, und daß ihre Niederkunft täglich erwartet werde.“

O! ich war selig bei diesen Worten, wie ein Gott. Was konnte auch der Nothtittel für eine Absicht haben, mir das abscheuliche Märchen aufzubürden? Und wenn er mich, wie es doch sein muß, gekannt hätte, wie wußte er um das Geheimniß meiner Brust, und was ich für die göttliche Christine empfinde?

Doch der fade Spaß ist schon vergessen. Ich wünsche Ihnen, solche Zigeuner selbst nicht im Traum zu sehen.

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Paris, 18. Dezember 1715.

Wenn keiner Ihrer lieben Briefe seit sechs Wochen von mir beantwortet wurde, o so verzeihen Sie mir — ich gehörte mir selbst nicht an; — war Heute eines grenzenlosen Schmerzes, welcher mir endlich mit wohlthätiger Gewalt das Bewußtsein raubte. Ich rang mit fürchterlichen Fiebern. Heute ist's der dritte Tag, daß ich das Bett auf einige Stunden verlassen darf. Mit matter, zitternder Hand kann ich Ihnen meine Genesung melden, Dank sei es dem braven Arzt, der mit mir im gleichen Hause wohnt, und dem Beistand meines treuen Glaube.

Sie lebt nicht mehr! O, Bellisle! die Einzige, die Göttliche unter den Weibern — sie lebt nicht mehr.

Ladeln Sie nicht meinen unmaßigen Schmerz; — nur wenn ich mich ihm ganz überlasse, ist's mir erträglicher.

Ich mag, ich kann Ihnen nicht erzählen, wie ich litt, seit ich die unglückliche Zeitung in die Hand nahm, und die ausführliche Nachricht vom Tode der Großfürstin las; wie ich an Claude's Arm bewußtlos über die Straße nach meiner Wohnung zurücktaumelte, wie ich da entkräftet zusammensank und bald alle Besinnung verlor.

Seit ich Christinen in ihren väterlichen Hainen zum ersten Mal gesehen, lebte ich, athmete ich nur für sie. In meinem Wesen war eine wunderbare Veränderung ergangen; die ganze Welt war mir um dieses ihres schönsten Schmuckes willen reizender geworden, und jede Erscheinung der Natur bedeutungsvoller.

Sie mir zu denken in der Glorie unaussprechlichen Liebreizes, sie mir gegenwärtig zu denken bei den wichtigern Augenblicken meines Lebens, im Hintergrunde aller meiner Träume auch den beseligendsten schimmern zu sehen, einst wieder in Deutschland oder Rußland mich ihrem Hofe nahen, in ihren Diensten leben zu dürfen, — das war mir Alles Bedürfniß geworden, und Bedingung meines Handelns und Denkens, wie das Leben selbst.

Liebe — was man nur im Umgang mit Weibern Liebe heißt — war meine Empfindung nicht. Es war ein unendliches Entzücken in der Erinnerung des Heiligsten und Schönsten, was je in den Wunderkreis der Schöpfung trat.

Und nun muß' ich alle meine Hoffnungen so plötzlich auslöschen, und an das Bild meiner Heiligen den Gedanken an das Vergängliche knüpfen, an Tod, an Verwesung . . .

Ach, Bellisle! die große Verwandlung mit mir ist geschehen. Hinter mir liegt verschwebend der Lenz meines Daseins, und vor mir der ewige Winter. Glanz und Anmuth sind aus der Natur; ich lebe für nichts mehr, als für den verzögernden Tod.

Daß ich diese Stunde und diesen Zustand erfahren mußte! daß meine Täuschungen von mir gerissen wurden, wie ein Schleier, der mir meine und des Lebens Glendigkeit bisher so wohlthätig ver-

barg! — Die Schöpfung mit ihren Herrlichkeiten ist ein entsetzliches Gähren, welches Geburten neben Geburten aufwirft, wie einen flüchtigen Schaum, der in sich selbst zusammenfällt. Wo hast du, Natur, im weiten Reiche deiner Geheimnisse einen einzigen Balsam für die ewige Wunde eines Herzens, das du selbst so fühlend schufst? Warum riefst du meinen Namen in die dunkle Welt tochter Stoffe und Keime herein, und mich aus dem stillen, bewußtlosen Nichts lebend hervor? Kannst du einen einzigen Schmerz, den wir dulden müssen, mit deinen tausend Freuden bezahlen? — Furchtbare, eiserne Despotie der Natur, die, weil sie es will, uns zu leben befiehlt, statt nicht zu sein; zwischen Dornen und Rosen uns wirft, und uns tödtet, wenn sie es will.

Paris, 3. Januar 1716.

Es kann sein, lieber Bellisle, wie Sie sagen, daß mein letzter Brief noch sehr fieberhaften Puls hat. — Ihre gute Laune ist unüberwindlich! Ihre Einfälle beleben die meinigen wieder. Ich will Alles versuchen, mich in meine ehemalige Heiterkeit zurückzukünsteln; ich will mich mit Gewalt in Täuschungen werfen, und den Rest meines Lebens, wie in einem Rausch, verbringen; denn wahrlich, nüchtern ist dies armselige Dasein nicht werth, genossen zu werden. Das fühlen alle Menschen, sobald sie dem verworrenen, nebelhaften Kindesalter entwachsen sind, und deutlicher zu sehen und zu denken beginnen. Woher entspräche auch sonst wohl der Gang der Nationen, durch Wein der Trauben und Palmen, durch Biere, gebrannte Wasser, Opium und betäubende Tabakspflanzen ihre Sinne auf längere und kürzere Zeit zu verwirren? Es muß doch eine sehr allgemein empfundene Wollust sein, die Welt, diese langweilige Prosa, nicht zu genießen, wie sie uns aufgetischt ward.

Europa gefällt mir nicht; ich suche mir einen neuen Welttheil zur Wohnung; auch wär' es mir gleichgültig, wenn ich der neue Robinson eines unbewohnten Eilandes würde. Was ist am Ende daran gelegen, wohin mein Staub fällt! Ich lebe; und eine Zeit wird kommen, wo ich nicht mehr bin.

Sie werden sagen: „Wendere dich, aber nicht den Welttheil!“ Der alte Gemeinpruch hat an mir sein Recht verloren. Ich bin frei; warum soll ich bei Schlafenden wohnen, wenn ich wachen, bei läppischen Buben, wenn ich ernst sein will? Mich ekelt Europa mit seiner halben Kultur an. Ich will unter Weisen, oder einfältigen Kindern der Natur leben; beide sind gleich liebenswürdig, weil sie einfach, wahrhaft, ungeziert einhergehen. Die Völker unsers Welttheils stehen noch in den Knabenschuhen, und sind linkisch, widerspruchsvoll, und reich an unreifer Schulweisheit, wie Knaben. Jeder scheint, Niemand ist.

Mein Handel mit dem Schiffskapitän de Blazot ist im Reinen. Ich verlasse Europa und gehe in die Louisiana. An den schönen Ufern des Mississippi will ich meine Wohnung bauen, und Oberhaupt einer kleinen Kolonie werden, die mich zu ihrem Führer gewählt hat. Es sind sechs Handwerksleute, welche auf eigene Kosten nach Nordamerika gehen wollen; diese treten in meine Dienste. Schon habe ich ansehnliche Bestellungen in Bordeaux zum Ankauf von allerlei Samen, Vieh, Acker- und Hausgeräth gemacht. Künftigen Monat reise ich von Paris ab, und im März schiffen wir uns ein.

Glauben Sie nicht, daß ich, wie tausend Andere, dahin eile, um Schätze von edeln Metallen zu sammeln, die Ponce de Leon dort gefunden haben soll. Mögen sie für mich in Frieden ruhen noch manches Jahrtausend; ich werde ihretwillen keines Indianers Ruhe stören. Keine Leidenschaft, außer derjenigen, welche Religionseifer zeugt, ist so fürchterlich, Alles verheerend, ist grausamer

in ihren Mitteln, nichtiger in ihren Zwecken, als der Durst nach Gold. Millionen Menschen wurden ihre Schlachtopfer; Millionen zogen über entlegene Meere und verbarben elend in den Wüsten fremder Welttheile unter ihren Hoffnungen. Die Unglücklichen! Und wenn sie nun Haufen Goldes zusammengescharrt und nach Europa zurückgeschleppt hätten, wären sie froher, glücklicher, reicher gewesen? Konnten sie mehr, als ihren Hunger stillen, sich in Kleider hüllen gegen Frost und Hitze, und sanft schlafen? — Was ist eine Tonne Goldes neben einem stechen Körper? Was ist ein ganzes Potosi neben einem krankenden Herzen?

Nein, darum verlasse ich den vaterländischen Boden nicht. Ich sehne mich nach einem schönern Leben. Ich will der Stifter einer glücklichen Gesellschaft werden, welche durch Arbeitsamkeit blühend, durch Unterricht weise, durch bürgerliche und religiöse Freiheit kraftvoll und beneidenswürdig sein soll. Ich werde mich tief in das Innere des Landes ziehen, von den Pflanzstätten habgütiger Europäer und von den beunruhigten Meeresküsten fern. Ich werde Verträge mit meinen indianischen Nachbarn schließen, und unsere einfachen Bündnisse sollen heiliger sein, als die ewigen Frieden arglistiger Politik der Europäer.

Sivray, 20. Februar 1716.

An den reizenden Ufern der Charente, schon neunzig Stunden von Paris entfernt, schreib' ich Ihnen. Die ersten Blumen des jungen Frühlings sollen mich vom Boden fremder Inseln anlächeln; nichts wird mich zurückhalten, wäre auch ganz Frankreich voller Zauberei, wie eine Feenwelt.

Vielleicht erstaunen Sie, Geliebter, mich entfernt von der gewöhnlichen Straße in einem armen, unbedeutenden Städtchen rasten

zu sehen. Sie haben Recht. Sie werden noch mehr erstaunen, wenn ich Ihnen sage, daß ich schon seit neun vollen Tagen diese Gegenden nach allen Richtungen durchkreuze, wie ein Jäger, der die Fährte eines kostbaren Wildes verfolgt. Aber — lächeln Sie nur immerhin — Zauberei umgibt mich überall. Ich weiß nicht mehr, ob ich träume, ob ich wache, ob ich rase? Die unnatürlichen Dinge werden zur Wirklichkeit; meine Träume verkörpern sich, und Engel, die ich in den Entzückungen meiner Einbildungskraft sehe, schweben mich hier auf Erden als menschliche Wesen an.

Von meinem Claude begleitet, verließ ich die Hauptstadt. Meine Seele wandelte schon in jenen Gefilden am Mississippi, welche mit Aegypten, dem glücklichen Yemen, Indostan und China unter gleichem Himmelsstrich ruhen. Ich sah mich dort schon umgeben von meinen Hütten, meinen Pflanzungen, meinen Heerden in philosophischer Einsamkeit; sah meinen Garten von allen Blüthen geschmückt, welche der ewige Lenz zwischen den Wendezirkeln streut, und sah im finstersten Heiligthum meiner selbstgepflanzten Gebüsch das Monument, welches ich dem Andenken der angebeteten Fürstin weihen wollte. — Sie ist nicht mehr, aber ich bin noch, und bin und athme nur für sie. Ich werde sie beweinen, so lange meine Augen Thränen haben; ich kann das Unvergeßliche nicht vergessen, und keine Freude der Welt gilt meinem Herzen so viel, als die stille, hoffnungslose, immer rege Sehnsucht nach ihr.

So kamen wir nach Poitiers. Hier macht' ich Rasttag, um einen alten Kriegsgefährten, den Obersten Brouin, zu besuchen im Vorbeigehen. — Es war Morgens. Ich fand ihn nicht zu Hause. Ein Lohnbedienter führte mich durch die Stadt umher, mir die Merkwürdigkeiten und Alterthümer derselben zu zeigen.

Die schönste Gegend von Poitiers ist vor dem Thore St. Lazare. Hier erheben sich von verschiedenen Seiten Trümmer ein-

gesunkener Römerwerke; auch ein altes, zerfallenes Schloß, und nicht weit davon fällt ein kleiner Fluß in den Clainstrom.

Die Landschaft hatte ungemein viel Anmuth und ein romantisches Leben. Ermüdet setzt' ich mich, unweit der Burg, auf ein zerfallenes Mauerstück, und, während mir mein wohlunterrichteter Cicerone von der alten Herrlichkeit Poitiers erzählte, und wie Kaiser Augustus sie selbst gebaut habe, wie vorzeiten hier berühmte Kirchenversammlungen gehalten worden wären, und unter Karl VII. sogar das Parlament von Paris sich hieher geflüchtet habe, gedacht' ich des Verstäubens und Verwesens alles Irdischen. Der glückliche Augustus und der unglückliche Karl, die frommen Männer der Konzilien und die Demosthene des Parlaments sind nicht mehr, und ihre Werke sind vergangen. Alle haberten, sorgten und litten um uns, und starben nach einem freudenarmen, verkümmerten Leben. Und ich gedachte der schönen Kirchenlehre von der Auferstehung und dem Wiederkommen aller Dinge. Da schauderte meine Seele froh. Unter den Millionen würde dann auch die Einzige verklärt stehen, und ich würde sie unter den Millionen finden.

Und indem ich's dachte — o Bellisle — trat sie hinter der halbverschütteten Ringmauer des Schlosses hervor, in der Mitte einiger Herren und Frauen, ging den Steig hinab gegen den Fluß, wo ein Schiffein sie erwartete, und fuhr mit ihren Gefellschastern den Strom hin, wo sie mir zwischen den Gebüsch und Uferkrümmungen verschwand, ehe ich mich von meinem Schrecken, von meiner unaussprechlichen Verwirrung erholte. — War sie's selbst? war's ihr Geist? war's Augentrug? war's ein Wunderspiel der Natur, die ihr schönstes Werk zweimal erschuf, um durch den Tod der Großfürstin nicht das edelste Glied in der Kette ihrer Schöpfungen fehlen zu lassen?

Christine ist nicht mehr, und doch sah ich sie — sie war's. Ihre Gestalt, ihre Grazie, ihr Angesicht, ihr lichtbraunes, üppiges Haupthaar, ihre Bewegung — Alles war sie selbst!

Ich sprang auf und eilte dem Ufer zu, da es schon zu spät war. Ich fragte den Lohnbedienten um die Namen der Gesellschaft. Der Tropf wußte mir nichts zu antworten. Er schwakte mir statt dessen, mit behender Zunge, viele Märchen von einem großen Steine vor, der bei Poitiers auf vier andern Steinen liegen soll, und wollte mich dahin führen. Ich lief das Ufer entlang, um das Schiff noch in der Ferne einmal zu entdecken; allein die Gesträuche hinderten mich, vorzudringen.

Wie ein Berauschter kehrt' ich in die Stadt zurück. Der Oberst Brouin nahm mich mit Liebe auf; vergebens forschte ich aber nach den Namen der Personen, die mich so lebhaft angezogen hatten.

Urtheilen Sie nicht zu früh über mich ab, Bellisle. Lesen Sie diesen Brief zu Ende! Was ich gesehen zu haben glaube, ist mehr als Wahnsinn!

Am Abend desselben Tages — ich weiß nicht, welches Fest die Leute in Poitiers hatten — ging ich mit Brouin und seiner Familie in die Messe. Wir traten in das Innere einer altgothischen, prächtigen Kirche, deren hohe, kühne Massen, Pfeiler, Wölbungen und hundert Altäre vom Glanz unzähliger Lampen und Kerzen erleuchtet waren. Kaum fanden wir noch Raum für uns, so groß war die Menge des Volks.

Sei es die Feierlichkeit des Orts, die Pracht der Erleuchtung, die Gewalt der Musik und der Chöre, zuweilen vom majestätischen Ton der Orgeln unterbrochen — genug, ich erlag bald unter den heftigen Empfindungen der Wehmuth. Christinens Bild umschwebte mich; meine Sehnsucht ward ungestümer, und ich fühlte all den namenlosen Schmerz wieder, der mich bei der Nachricht von ihrem Tode und Begräbniß fast getödtet hatte. Meine Augen schwammen in Thränen, und ich seufzte mit zitternder Stimme gen Himmel: „O warum gabst du mir dies Herz und des Jammers so viel!“

Indem ich die Augen wieder senkte, übersflogen sie seitwärts die

Stühle der Frauenzimmer, und Bellisle — da sah ich dieselbe Gestalt wieder, welche mir diesen Morgen bei dem alten Schlosse erschienen war. Ihre seelenvollen Blicke ruhten auf mir! — Bellisle, auf mir! — Sie war es wieder, ganz die Großfürstin, in allen Zügen, in allen Bewegungen, nur möcht' ich sagen, frischer, blühender, schöner, als ich sie in Petersburg zuletzt gesehen hatte, wo schon der Gram sie dem Tode langsam zuführte. Wie am Morgen, war sie auch jetzt in schwarzen Trauerkleidern, und am Busen trug sie wenige Blumen.

Meine starren Blicke hingen an der Wundergestalt. Sie bemerkte es, schien betroffen und zog den schwarzen Schleier schnell über ihr himmlisches Angesicht. Und doch war mir's, als beobachtete mich ihr Auge noch durch die Finsterniß des Schleiers.

Ich aber hatte fast mein Selbst verloren in diesen lyrischen Augenblicken meines Daseins, in diesen seltenen Licht- und Verklärungspunkten meines schattenvollen Lebensgemäldes. Wie soll ich Ihnen meinen Zustand schildern? Ich gedachte nicht des ungeheuern Widerspruchs, daß die russische Großfürstin im kaiserlichen Begräbniß zu Petersburg den tiefen Schlaf des Todes schlafe, und zugleich in einer Kirche zu Poitiers Messe höre. Ich sah nicht mehr die Kirche mit ihren glänzenden Altären und verdämmernden Schwißbogen und Hallen, sondern es war mir, als athm' ich in einer Vorhalle des Himmels, wo die seligen Geister, alles Irdischen entkleidet, sich sammeln unter süßen Ahnungen, ehe sie gerufen werden in das Allerheiligste. Und die Fülle der Strahlen, die aus der Finsterniß auf mich niedersanken, und die Betenden alle, und das Gewühl heiliger Harmonien aus der Höhe, fügten sich in meinen Traum oder in meine überirdische Vision. Ich fand nichts mehr unbegreiflich; und hätte ein Gott mir diesen Zustand verewigt, ich würde unter allen Wesen der Schöpfung das seligste geblieben sein.

Die Zeit verfloß. Viele verließen die Kirche. Auch das wunderbare Ebenbild Christinens schien sich zum Ausbruch zu rüsten. Da erst genas ich von meinem Taumel. „Wer ist die schwarze Dame dort?“ fragt ich ängstlich den Obersten Brouin neben mir. „Ich kenne sie nicht!“ — Also eine Fremde? — „Sehr wahrscheinlich; denn ich sah sie nie in Pottiers. Die junge Dame neben ihr, mit der sie sich unterhält, ist eine Tochter aus dem Gasthose zum goldenen Stern.“ — Kennen Sie diese genauer? — „Ich sah sie einigemal auf Bällen. Sie tanzte vortrefflich.“ — Ich beschwöre Sie, lieber Oberst, fragen Sie Ihre Bekannten um Namen und Vaterland der schwarzen Dame. — „Mit Vergnügen!“

Während unsers Gesprächs hatten sich jene Frauenzimmer schon im Gewühl der Menge verloren. Wie gern wär' ich ihnen nachgeeilt! aber ich mußte dem Anstand ein Opfer bringen.

Am folgenden Morgen ließ ich vom Obersten nicht ab, bis wir mit einander zum Gasthof vom goldenen Stern gingen. Der Oberst erkundigte sich bei der artigen Tochter des Wirthes nach der fremden Dame.

„Sie ist von Lyon!“ war die Antwort: „Ihr Vater heißt de l'Ecuse; er scheint ein Kaufmann zu sein. Diesen Morgen ließ er in aller Frühe anspannen, und reiste mit seiner lebenswürdigen Tochter ab.“

„Wohin?“ rief ich.

„Wir wissen es nicht. Er erkundigte sich gestern nach der Route von Sivray!“ antwortete die Befragte: „Es scheint,“ setzte sie lächelnd hinzu, indem sie mich schalkhaft ansah, „Sie haben sich einander in Lyon gekannt, und hier bei uns unerwartet zusammengetroffen. Waren Sie nicht gestern Abend mit dem Herrn Obersten in der Kirche St. Eustache?“ —

Ich bejahte es.

„Nun wohl, Mademoiselle de l'Écluse befragte mich um Sie. Ich konnte ihr nur erwidern, daß Sie ein Fremder wären.“

Dies war nun Alles, was wir von der Unbekannten erfahren konnten, die sich mit ihrem Vater kaum zwei Tage in Poitiers aufgehalten hatte.

Vergebens waren Brouins Bitten. Ich reiste noch denselben Morgen ab nach Sivray. Wohin ich kam, forschte ich nach dem Kaufmann von Lyon und seiner Reisegesellschaft. Man wies mich bald rechts, bald links. Immer glaubte ich die Spur entdeckt zu haben; immer fand ich mich wieder getäuscht, bis ich die Hoffnung aufgab, jemals das räthselvolle Abenteuer aufklären zu können.

Morgen reiß ich ab von hier. Mögen Sie auch, mein Bellisle, immerhin sagen, daß die lebhafteste Einbildungskraft mir den Streich gespielt, daß ich ein artiges Mädchen von Lyon, einiger Ähnlichkeit wegen, für eine Geistererscheinung genommen; daß es nichts weniger, als wunderbar sei, wenn ein Frauenzimmer, unaufhörlich von den Augen eines jungen Mannes verfolgt, endlich neugierig genug werde, nach dem Namen dieses Mannes zu fragen — den Tag von Poitiers vergeß ich nicht. Auch ihm bau' ich in meiner Einsiedelei am Mississippi ein Monument.

Bordeaux, 13. März 1716.

Nachdem ich kaum meine ersten Besuche in dieser blühenden Handelsstadt abgestattet hatte, erschien bei mir der Banquier Herr Duchat, und fragte, ob ich die in seinem Bureau für mich liegenden Geldsummen in Wechselbriefen oder baar beziehen wolle? Welche Geldsummen? Herr Duchat hatte, ehe ich nach Bordeaux gekommen, weder mich noch einen meiner nähern Freunde zum Korrespondenten. Nicht einmal eine Karte hatte ich an ihn durch Sie, geliebter Bellisle, erhalten. Ich bezeugte ihm meine Verwunde-

rung; ich behauptete, er irre sich schlechterdings in meiner Person. Er wies mir einen Brief, ohne Ort und Namensunterschrift, vor, und fragte mich, ob ich der darin bezeichnete Chevalier d'Aubant sei? ob ich in russischen Diensten gestanden? ob ich entschlossen sei, mit Kapitän de Blaiot in die Louisiana zu gehen? — Ich längnete es nicht, und er zeigte mir noch einmal an, daß ich bei ihm ein Kapital von 150,000 Livres zu beziehen habe. Nähere Auskunft wollte er mir nicht geben. Denn daß die Ordre dazu, wie er vorgab, von London komme, wo keine Seele weiß, daß der Chevalier d'Aubant im März zu Bordeaux eintreffen werde, um sich nach Amerika einzuschiffen — das ist wohl ein Märchen.

Wer ist mein unbekannter Wohlthäter? — O Bellisle, darf ich auf einen Andern, als Sie, rathen? Nur ein Freund, wie Sie, ist fähig, seinem Freunde ein so königliches Geschenk zum Abschiede mitzugeben! — Ja, ich nehme die Summe an, aber vermehren Sie mir den Werth derselben durch das Geständniß, daß Sie der Geber seien.

Santa Cruz, 8. Juli 1716.

O Bellisle, das seltsamste Schicksal verfolgt mich, welches jemals einen Sterblichen neckte. Der unermessliche Ozean trennt mich von Europens Küsten, und was ich dort sah, seh' ich wieder hier; und was mich dort bezauberte, übt auch hier ihre seenhafte Gewalt an mir. Mein Lebenslauf gleicht einem schönen Gespenster-Märchen; dieselbe Wundergestalt, welche mich in dem deutschen Hain entzückte, die ich am Hof des russischen Kaisers als Großfürstin glänzen sah, die mich an den Ufern des Clain überraschte, im Tempel zu Poitiers begeisterte — nennt meinen Namen unter den Palmen von Teneriffa.

Doch ich will Alles in stiller Ordnung erzählen, damit Sie

nicht wieder auf die Verworrenheit meiner Briefe schmählen. Meinen letzten Brief, welchen ich Ihnen aus Funchal in Madera schrieb, werden Sie schon erhalten haben; denn wir mußten dort, widriger Winde wegen, noch viele Tage liegen bleiben. Der Kapitän de Blaijot ließ endlich die Anker am dritten Juli lichten in der Frühe; schon am vierten gegen Abend konnte man in dämmernder Ferne die Insel Teneriffa am Horizont erblicken, die wir jedoch erst am folgenden Tag erreichten.

Der Kapitän wollte sich auf dieser Insel mit Wein versorgen. Wir mußten also auch hier einige Tage verweilen. Ich ging mit de Blaijot aus Land, und hatte beim Anblick des majestätischen Pico, der sich kegelförmig in die Wolken emporstreckt, nichts Geringeres im Sinn, als diesen berühmten Berg zu besuchen. Doch der Schiffskapitän hinderte mich daran; ich habe nichts verloren darum, denn ich erblickte dafür die geliebte Ueberirdische.

Es war gestern ein herrlicher Tag. Ich begab mich am Abend auf den Spaziergang am Ufer, die Almeide geheißen, wo ich im Schatten hoher Palmen und Kastanienbäume eine schöne Stunde mit Träumereien über meine Zukunft genoß. Der Anblick des ewig regen, unendlichen Meeres, und dann wieder des sanft jenseits der Stadt anschwellenden Gebirgs, dessen höchste Gipfel ein Kranz von gekräuselten Silberwolken umfloß — die leichtere, reinere Luft, in der ich tiefer und gesunder zu athmen wähnte — der aromatische Geruch, der mir von unzähligen, wildwachsenden Stauden und Pflanzen und Gesträuchen fremder Gestalt entgegenströmte — das geschäftige Getümmel der Arbeiter, Lastträger und Matrosen am Gestade — Alles war mir ein so neues, schönes Bild, wie ich's nie gesehen, und welches meine Brust mit den lieblichsten Gefühlen schwellte.

Siehe da! — ich war zum Ausgang der Almeide gegen die weit in die See hinausgebaute Lastadie gelangt — kömmt athem-

los, mit einem Päckchen unterm Arm, derselbe Mensch gesprungen, den ich Ihnen in meinen Briefen aus Paris nur den Rothrock nannte. Es war dasselbe Zigeunergesicht, nur statt des Scharlachrockes trug er ein leichtes grünes Reisekleid. Er lief an mir vorüber, sah mich, blieb verwundert stehen und rief: „Herr Chevalier, Sie hier? Willkommen auf Teneriffa! Wohin geht die Reise?“ — Ich antwortete eben so schnell, als er fragte: „In die Louisiana, nach Neu-Orleans.“

„Viel Glück!“ rief er, und lief davon, die Kastadie entlang. Es verdroß mich die Eilfertigkeit dieses Sonderlings. Ich rief ihm nach. Er hörte mich nicht. Gern hätt' ich ihn gesprochen. Langsam folgt' ich ihm. Die Seiten der Kastadie wimmelten von Booten, die landen, oder abstoßen wollten. In eins solcher Boote sah ich meinen Grünkittel springen; es waren darin zwei Frauenzimmer und ein ältlicher Herr. Ich trat näher. Das Boot war schon abgelöst vom Ringe, und ruderte seewärts. Ich hörte eine weibliche Stimme aus dem Fahrzeuge: „d'Aubant!“ rufen. — O mein Freund, und es ward dunkel vor meinen Augen — es war die göttliche Lyonerin, die Großfürstin, das Mädchen vom deutschen Walde — nennen Sie es, wie Sie wollen.

Mit Vogelschnelle flog das Boot dahin, und verlor sich unter den Schiffen, welche auf der Rhede vor Anker lagen. Ich Glender, alle Besonnenheit hatte mich verlassen, und alle Geistesgegenwart! Ich beschloß zu spät, der Wunderbaren nachzueilen, und endlich das unbegreifliche Räthsel zu lösen. Ich lief die Kastadie auf und ab, und suchte ein Boot zu miethen um jeden Preis. Ich fand alle schon versagt; bei andern fehlten die Schiffer, und wieder bei andern hatt' ich Mühe, mich den Leuten deutlich zu machen, die nur Spanisch redeten.

Als ich endlich ein Fahrzeug gewonnen, sah ich drei große Schiffe mit gespannten Segeln ins Meer gehen. Ein Landwind,

der bei Teneriffa zu den Seltenheiten für Schiffsfahrende gehört, begünstigte sie. Ich zitterte vor dem Gedanken, daß eins derselben die wunderbare Unbekannte entführe. Ich kam zum Ankerplatz und fragte von Schiff zu Schiff, und meine Furcht fand ihre Bestätigung. Die Frauenzimmer waren auf das französische Schiff, der Delphin genannt, an Bord gegangen, welches unter den Absegelnden gewesen. Man wußte mir nur noch zu sagen, daß der Kommandeur des Delphins nur dieser Damen willen die Abfahrt verzögert, und bei ihrer Ankunft schon die Anker aufgewunden gehabt habe.

Es war dunkel, als ich wieder ans Ufer trat — ich lief in die Almeide zurück, wie ein Verzweifelter, und machte — ich erröthe nicht, es zu bekennen — in tausend Thränen meinen Schmerzen Luft. — Meine Augen fanden keinen Schlummer in dieser Nacht.

Sobald der Morgen graute, ging ich aus, zu erforschen, wo sich die Frauenzimmer während ihrer Anwesenheit auf der Insel befunden haben konnten. Es war in Santa Cruz selbst, wo sie in einem Privathause gewohnt hatten. Der Eigenthümer des Hauses, ein Weinhändler, wußte mir nichts zu sagen, als daß die Dame, so mich interessirte, die Tochter eines Deutschen sei, der nach Westindien zu seinen Verwandten reise. Das zweite Frauenzimmer habe er für die Bediente der Tochter gehalten; und eine andere Mannsperson, die nach der davon gegebenen Beschreibung keiner, als mein Rothrock zu Paris, oder der Grünrock von Teneriffa sein kann, schien der Bediente des Herrn Walter zu sein, der ihm schlechtweg nur Paul gerufen habe.

So weit meine Aufklärungen, wenn ich Aufklärung nennen darf, was meine Verwirrung noch vergrößert. — Ich erhielt ohne Mühe, daß mir auch das Zimmer gezeigt wurde, welches die schöne Walter bewohnt hatte. Ich betrat es mit sanftem Schauer, wie das Allerheiligste eines Tempels. Ihr Geist schien aus diesen ein-

fachen Geräthen und Verzierungen mich noch anzusprechen, und jedes schöner und bedeutender zu sein, weil es von ihrer Berührung geweiht worden. Dieser Boden hatte sie getragen, dieser Sessel sie umfassen, dieser Spiegel ihre himmlische Gestalt zurückgestrahlt. Ich durchspähte Alles mit Blicken der Neugier und heiligen Scheu, und suchte Spuren und Reliquien, wie ein Pilger, welcher die heilige Erde Jerusalems betritt, und das Grab sieht, welches der Erlöser bewohnt hatte.

Auf einem Winkeltischchen lagen einige zerschnittene Papiere, von denen noch eins die abgerissenen deutschen Worte enthielt:

Vergessenheit aus Pethe's dunkeln Wellen,

Der Hoffnung grüner Feenfranz . . .

Man sah es den Zügen der Schrift an, daß eine weibliche Hand sie gebildet hatte. Auch der Weinhändler bestätigte, daß er die schöne Fremde in diesem Zimmer einmal schreibend gefunden. Dies war genug für mich. Das Blättchen mit den sinnvollen Zeilen ward mein Kleinod.

Bellis!e, Bellis!e! wer ist diese Wunderbare, die mir unter wechselnden Gestalten und Namen in den verschiedensten Gegenden des Erdballs begegnet? Ist es nicht eine — sind es mehrere? Daran glaube ich nicht mehr, seit ich meinen Namen von ihr ausgesprochen hörte auf der Lastadie. Die Tochter Walters und die Lyonerin de l'Ecluse sind dieselben. Die Tochter Walters und die Gemahlin des Großfürsten Alexis sind in meinen Vorstellungen wundersam verwandt durch den sogenannten Paul, der ihr Diener ist, und in Paris mir doch — und warum gerade mir, — den Tod der Prinzessin von Wolfenbüttel verkündete, ehe die Gesandtschaft davon unterrichtet war. — Bellis!e, hier walten seltsame Geheimnisse? Wer kennt die vor der Welt verhüllte Geschichte manches Fürstenhauses? Die Gemahlin des Czarewitsch ist gestorben, ihr Leichnam ist in das kaiserliche Begräbniß beigesetzt wor-

den — aber eben diese Prinzessin wandelt noch lebend unter dem Himmel! Die Prinzessin von Wolfenbüttel schwebt in diesen Augenblicken auf den Wellen des Meeres zwischen den Wendezirkeln, während Europa sie beweint.

Ich ruhe nun auf Erden nicht, bis ich die Unerklärliche gefunden. Als das schwankende Boot sie übers Meer trug, sprach sie mit süßer Stimme meinen Namen — und dieser Ruf zieht mich ihr nach durch alle Wüsten, alle Paradiese — und immer tönt es noch vor meinen Ohren, und mein erloschenes Leben flammt wieder mit verjüngter Gewalt auf.

Der Delfin trug sie zu den Küsten Amerika's. Er wird doch zu erforschen sein. Ich will rastlos und unstät von Hafen zu Hafen, von Land zu Land ziehen, bis ich ihre Spur entdecke — und dann — mir blüht noch ein Arkadien, und dieser Stern wird mich nicht belügen!

Vielleicht erhalten Sie nun in langer Zeit keine Briefe von mir — senden Sie die Ihrigen für mich immerhin nach Bilori, oder, wenn Sie lieber wollen, nach der neuen Kolonie Neu-Orleans am Mississippi. Dahin werd' ich, von meinen Abenteuern müde, einst gewiß zurückkehren.

Zweites Buch.

Aus den Tageblättern von Augustine Holden.

1.

Die Palme streut ihren leichten Schatten auf das Fenster meiner Hütte; ein unbekanntes Gebirg strahlt mit beschneiten Gipfeln vom fernen Horizont; ein namenloser Bach rauscht in der Tiefe zwischen Felsen und entwurzelten Stämmen; eine fremde Natur

umschwebt mich mit reizender Farbenmischung; selbst jene Bäume, die ihre ungeheuern, finstern Nester durch diese Lüfte schwingen, jene Gesträuche am Fuße des Hügels kenn' ich nicht, und aus den Wiesen steigen unbekannte Blumen.

Hier ist mir wohl, und hier beginnt neues Leben, hier meine Ruhe und meine Sicherheit.

Sei mir gegrüßt, du wundervolle, freundliche Wildniß, ich will deine Bewohnerin sein. Ich will eure Schwester heißen, ihr gutmüthigen Wilden, die ihr eure Kinder und eure Todten zwischen den Zweigen der Bäume wieget. So soll mich einst eure Hand in den ewigen Schlaf wiegen unter kühlen Zweigen. Fürchtet das schwache Weib von Europa nicht. Reichet mir die Hand, ihr Kinder der Natur, laßt mich in eure Hütten treten, einfach zwischen Pfählen und Reisern geflochten und mit Laub bedeckt; ich will die Gesänge eurer Weiber lernen, und sie die Künste meines Vaterlandes lehren. Ich will die Zeugin eurer Feste, eurer Tänze sein, und eure Sieger mit den schönsten Glasperlen schmücken, und eure stillen Wohnungen mit nützlichem Geräth bereichern.

2.

Julie, o meine Julie! denn du bist's, mit der ich immer in meinen Gedanken rede; dir weih' ich diese Blätter meines Tagebuchs, diese Früchte der Einsamkeit und Schwermuth — Julie, die du von mir in unendlicher Ferne wohnest, und mich beweinst, wie man die Todten beweint — deine Freundin wandelt unter einem fremden Himmel und liebt dich noch, und gräbt mit zärtlichem Sinnen deinen Namen in die Zedern eines fremden Welttheils.

Ich sehe dich erblaffen und mit zitternder Hand die Papiere aufschließen, die einst — wenn unser beider Leben schon zur Reife eilt, und Europa mich längst vergaß und das Gedächtniß meiner

nur in deiner treuen Liebe einsam dauert — die dann vielleicht dein Eigenthum sein werden.

Warum bebest du ohnmächtig zusammen? Hast du der Verheißung vergessen, daß mein Geist dir einmal wieder erscheinen werde nach langer Zeit? — Du wankst und zweifelst? O meine Julie, erkennst du nicht die Züge meiner Hand mehr? Es ist dieselbe Hand, die in den Gärten unserer Kindheit dir so manchen Blumenstrauß gewunden; es ist dieselbe, die dir mit leisem Druck ewige Freundschaft schwor; es ist dieselbe, die krampfhaft einst die deinige umschloß, und von dir nicht lassen wollte, als wir scheiden mußten.

Ja, Julie, ich lebe. Dahinten blieb meine erhabene Verwandtschaft, meine Aussicht. Selbst meinen Namen überließ ich dem Moder des Grabes; Augustine Holden ist ein neugebornes Wesen.

Vor meiner Thür, wo sonst Kammerherren und Gräfinnen Befehlen entgegenhorchten, sitzen jetzt Indianerinnen, welche ihre Kinder säugen. Statt der Konzerte und Redouten hör' ich den Gesang eines Wilden, der einsam durch den Wald irrt, oder das Lied unbekannter Vögel, oder sehe den Tanz der Eingebornen im Mondenschein. Mooskissen liegen an der Stelle meiner Sammetpolster, und Kräuter, Mais und kühlende Früchte der heißen Zone füllen meinen Tisch. — Und doch, Julie, beklage mich nicht, denn ich bin glücklich! Noch ist keine Thräne des Heimwehs um Europa aus meinen Augen gefallen, seit ich den Boden Amerika's berührte!

In meiner Brust, o Julie, ist ein Himmelreich, und ein neuer Sinn ist in mir aufgeschlossen für den Werth des Lebens. Ich gehe mit Entzücken durch die grüne Nacht dieser ungeheuern Wälder; sitze mit frohem Schauer am Abhang dieser einsamen Wasserfälle; athme tiefer in diesen lauen Lüften unter balsamischen Gesträuchen, und weine nur Thränen schwermüthiger Wollust, wenn Abends des grauen Herberts Flöte durch die horchende Einöde tönt, und

sie das liebliche Bild meiner verwaiseten Kinder, ihr Lächeln, ihr anmuthiges Liebkosen, ihre unschuldsvollen Tändeleien in meiner Phantasie erneuert. — Ach, Julie, nur diese holden Kleinen noch einmal zu sehen — nur ungekannt im Gewühl anderer Zuschauer stehen, und aus der Ferne ihre Spiele sehen zu dürfen — dies ist mein letzter, brennender Wunsch. Aber sie hatten ihre Mutter kaum gekannt; sie werden den Verlust derselben nie beweinen. Nur ich betraure euer Loos, o meine Natalie, mein Peter!

3.

Nur dir, Geliebte, will ich das Geheimniß meines Lebens entschleiern. Aber ich beschwöre dich, streue diese Blätter in die Flammen, daß keine uneingeweihten Augen sie durchstreifen, und die Verrätherei nie den Gram meiner Aeltern verjüngen. Ach, was sollte sie trösten, wenn sie nun wüßten, daß ihr geliebtes Kind unter den Wilden wohne, im Innern von Amerika? — Wer würde die Wenigen retten, die meine Flucht mitleidsvoll veranstalteten? Würde man nicht, und wär' es noch so spät, mich wieder in die Heimath zurückfordern? Würde man nicht diese Einöden durchforschen lassen, um mich zu finden? — Mir graut vor der entsetzlichen Möglichkeit — ich würde entschlossen sein, lieber den Tod, als die Küsten von Europa zu sehen.

Glaube es, Julie, nur die schrecklichsten Schicksale konnten mir gebieten, das Außerordentlichste zu wählen. Ich habe einen großen Kampf gekämpft, und habe Blut geweint über der Wiege meiner verlassenen Kinder. — Verzeih' es Gott meinem Gemahl.

Unter Thränen entschlief ich jeden Abend, mit Bangigkeit erwacht' ich jeden Morgen vom leichten, unruhigen Schlummer. Es verlor sich fast kein Tag, an welchem ich nicht Beschimpfungen von meinem Gemahl erlitt, und die peinlichsten Drohungen. Es war

mir eine Gnade, wenn er mich mied. Doch wenn er kam, dann ward mein Jammer neu. Meistens zeigte er sich nur, wenn er vom Brantwein berauscht, ohne Verstand und Sinn, an mir den Zorn fühlen wollte, welchen die erbitterten Bojaren, Strelizen und Popen gegen seinen Vater in ihm angefaßt hatten; oder wenn er aus dem Kloster kam, worin seine Mutter, mit ihrem abscheulichen Galan Glebof, Ränke und Pläne gegen den Kaiser geschmiedet hatten; oder von seiner Tante, der Prinzessin Marie, die gegen ihren kaiserlichen Bruder den Haß der verstoßenen Czarin theilte.

„Geduld, Geduld!“ schrie er dann oft, „der Czar ist nicht von Eisen. Besteig’ ich einst den Thron, Madame, dann hat unsere Ehe ein Ende, und ich jage Sie in dasselbe Kloster, worin jetzt meine unschuldige Mutter schmachtet. Den schelmischen Großkanzler, den Graf Goloffin, will ich zur Belohnung seiner Kuppelerei lebendig auf einen Pfahl speißen lassen; denn er ist Schuld allein, daß ich eine Wolfenbüttlerin heirathen mußte. Und den Fürsten Menzikoff und seinen Schwager will ich ebenfalls lebendig speißen lassen, dem Galoffin zur Gesellschaft. Die Favoriten des Czar sollen in Sibirien Zobel fangen lernen, und all’ die vermaledeiten Fremden mit ihren neuen Sitten und Künsten, diese Glücksritter, Lungerer und Abenteurer — ich will sie mit eisernen Ruthen aus Rußland wegsegen, wie ein lästiges Ungeziefer, und mit Knuten soll man ihnen den Zehrpennig auf dem Heimweg reichen.“

Dies wiederholte er mir oft — dies schwor er mir mit den gräßlichsten Flüchen vor. Einst hing ich mich lieblosend, weinend an seinen Hals, um seinen Unmuth zu beschwichtigen: da warf er mich, wie eine freche Bettlerin, zurück und gab mir einen Backenstreich, der mich betäubte. — Ach! Julie, dies ist die erste Mißhandlung, die ich in meinem Leben dulden mußte — ich, die von

Tausenden immer nur, seit meinen Kinderjahren, geschmeichelt worden war, ich, der Liebling meiner Aeltern — ich, die Fürstin! — Nein, und wenn ich könnte, ich würde dir nicht die Empfindungen schildern, unter welchen ich damals verging.

Aber keiner Seele offenbarte ich meine Kränkung, die nachher nur allzuoft wiederholt ward. Vielleicht hätte ich mein herbes Loos verfühen können, wenn ich in die Verwünschungen meines Gemahls gegen des Kaisers Günstlinge, gegen die Weisesten und Tugendhaftesten des Landes eingestimmt — wenn ich mit all den Mönchen und ausschweifenden Wollüstlingen, die meinen Gemahl umgaben, zügelloses Leben begonnen, und mit seiner schändlichen Buhlerin, die ihn bezaubert hielt, Schwesterschaft geschlossen hätte. — Ich konnt' es nicht.

Beflagenswürdiger ist kein Geschöpf, als das schirmlose Weib, welches vor dem Manne unaufhörlich zittert, von dem es Schutz empfangen sollte. Es ist kein qualenreicherer Zustand zu ersinnen. Die Unglückselige steht vereinzelt in der Welt, mit und neben ihrem Mörder; sein Name ist der ihrige, seine Ehre die ihrige. Sie muß die Grausamkeit ihres Folterers verheimlichen, um ihren Leumund in der Welt nicht zu entweihen. Sie muß den Mund rühmen, der sie schilt, und die Hand schmeicheln, von der sie geschlagen wird. Durch tausend kleine häusliche Verhältnisse mit ihm zusammengeflochten, wird jedes ihr zum neuen Dorn im Märtyrerkranz.

Lange konnt' ich, lange all mein Elend tragen. Jahre hindurch versuchte ich jedes Mittel, den Unempfindlichen zu rühren. Ich stellte seinem Hass meine Liebe, seinen Fluchen meine Thränen, seiner Brutalität meine Liebkosungen, seiner Wuth meine Gelassenheit, seinen Niederträchtigkeiten oft den edeln Stolz entgegen, mit welchem Unschuld und Bewußtsein uns bewaffnen — ich siegte nicht. Meine Sanftmuth stärkte nur die Rohheit seines Sinnes, mein Ernst brachte ihn zur Raserei.

Einst fand mich so, du weißt es, von ihm mißhandelt, die Gräfin von Königsmark. Ihr Mitleid regte meine Kraft auf. Er hatte mir oft die Scheidung angeboten, doch furchtsam vor des Kaisers Zorn nie gewagt, das Wort öffentlich auszusprechen. Ich wagte es, den Vorschlag zur Trennung dem Monarchen wissen zu lassen. Fürst Menzikoff sollte ihm den Gedanken annehmlich machen. Menzikoffs Kunst scheiterte an des Kaisers unbeweglichem Sinn. Der Czar, welcher in seinen Staaten keinen furchtbarern Feind kennt, als den ungerathenen Sohn, der, überall in der Mitte der Mißvergnügten, des dummen Pöbels und der beleidigten Mönche Liebling, das große Werk seines Vaters zu zerstören droht — der Czar hätte eher seine Waffen vor Karl XII. strecken, als sich in einen Wunsch und eine Neigung dieses Sohnes fügen können.

Ich wandte mich flehend in eigenhändigen Briefen an meinen theuern Vater in Deutschland um Einwilligung, und um sein hohes Fürstenwort zu meiner Erlösung. Mit väterlichem Ernst wies er die unglückliche Tochter zurück. So ward ich für die Ehre meines Hauses hingeopfert — nicht einmal gestattet wurde mir die Gunst, nach Wolfenbüttel auf einige Zeit zurückkehren zu dürfen.

So mir selbst und meiner Verzweiflung überlassen, gab ich jede Hoffnung eines frohen Lebens auf. Mein Gemahl verdoppelte seine Unmenschlichkeit. Meine jugendlichen Kräfte vereitelten seine Mühe, mich durch Gram und Kummer früher zum Tode reif zu machen. Da ward ich vergiftet, und — gerettet.

4.

Düsterer, denn jemals — es war ein melancholischer Abend, Wind und Regen rauschten gegen die Fenster meines einsamen Gemachs — erwog ich einst mein Schicksal, musterte die freudenarme Gegenwart und die furchtbaren Möglichkeiten der Zukunft. Ich

verlor mich in verzweiflungsvollen Planen, und beklagte, daß die Kunst der Aerzte mein elendes Leben aus den Gefahren des Gifttodes gerettet hatten.

„Was hab' ich,“ so sprach ich in mir selbst, „Was hab' ich zu hoffen? Ist denn irgend für mich Friede, als im Grabe? Wird der grausame Czarewitsch, den ich Gemahl heißen muß, wird er nicht jedes Mittel wählen, sich meiner zu entledigen? Bin ich nicht in seiner Gewalt? Früher oder später falle ich durch ihn. Wer einmal das Entsetzen vor einer Gräueltthat verlernt hat, dem ist kein Verbrechen weiter unmöglich. Er kann mir den Tod in meinen Lieblingsspeisen reichen; er kann ihn in meinen Wein füllen; er kann mich im Schlaf an seiner Seite erwürgen.“

„Was hätt' ich zu erwarten, wenn dieser Wilde einst den Thron seiner Väter bestiege? — Den Tod, oder den ewigen Kerker? — Wer ist mein Schutz? Verlassen bin ich von Allen.“

„Der Schlaf des Todes ist süß. Gott erbarme sich meines unmündigen Kindes — mein Leben ist ihm unnütz. Mein Tod wird vielleicht den grausamen Mann erschüttern, und ihn zu einem zärtlichen Vater machen, da er kein zärtlicher Gemahl war.“

Schnell reifte der Entschluß zum Selbstmord. Ich ging zu meinem Arzneischrank, und zog die Flasche mit Opium hervor. Ich füllte einen Becher. Ich ließ mir meine Tochter Natalie bringen, um sie noch einmal zu segnen. Ich nahm das holde Geschöpf an meine Brust; ich weinte bitterlich; es schlief unter meinen Thränen ein.

Als ich das Kind zurückgegeben hatte, befahl ich den Kammerfrauen, mich allein zu lassen, und erst am folgenden Morgen zu kommen, denn ich wollte schlafen gehen. — Sie gehorchten. — Ich verschloß das Kabinett. Ich sank auf meine Knie, um zu beten.

Aber ich konnte die Hände nicht emporheben, meine Seele war wie vernichtet. „Selbstmörderin und Mörderin des Kindes unter

deinem Herzen, kannst du zu deinem Schöpfer reden, während du über Verbrechen brütest?" So rief's in mir. Ich konnte nicht beten. Ich sank weinend zur Erde, meine Stirn berührte den Boden. „Mein, o mein Gott, mein Schöpfer," flammelte ich, „ich bleibe dir getreu, ich will mein Leiden tragen, und den bitteren Kelch leeren — vergib dem schwachen, verzweifelnden Weibe!"

So lag ich da. Es war still und dunkel umher. Ich war ermattet und ohnmächtig. Es fehlte mir an Kraft, mich emporzurichten; zwischen Schlaf und Ohnmacht, in wohlthätiger Betäubung, verlor sich allmählig mein Bewußtsein.

Grüne, schimmernde Inseln schwammen, wie in einem Morgenstraume, vor mir vorüber. Sie faßten mich auf; ich irrte in unbekannten Gainen, und über pfadlose, blühende Auen, und von allen Zweigen tönten mir Gesänge der Vögel entgegen, und links und rechts gaukelten fallende Blüthen purpurn und silbern in der Luft um mein Haupt. Ach, mir war's, als leb' und web' ich wieder in einem der wunderschönen Frühlinge des reizenden Deutschlands; und meine Brust erweiterte sich tiefathmend, als möcht' ich den ganzen Himmel mit einem Zuge trinken.

„Aber wo bin ich denn?" fragte ich einen Greis, der ehrwürdig mit schneehellem Haupt und Bart, und weißen Kleidern, gleich einem Braminen am Ganges, neben mir wandelte. „Dies ist Amerika!" sprach er, „und hier sollst du, wie eine Selige, wohnen!"

Da stiegen mir heiße Freudenthränen ins Auge. „Also entflohen dem unermesslichen, winterlichen Kerker Rußlands? Ich bin frei — für mich ist kein Rußland, kein Czarewitsch mehr! — Und hier werd' ich fortan wie eine Selige wohnen." So dacht' ich und bog mich nieder, und küßte segnend den blühenden Boden Amerika's.

Mein Traum erlosch und mein Schlaf verflog. Ich erhob mich

vom Fußteppich. Schon war es um Mitternacht. Ich warf mich in meinen Kleidern aufs Bett, den schönen Traum zu erneuern.

Sollte, wenn es noch göttliche Eingebungen gibt — und warum soll ich sie bezweifeln? warum soll der Vater der Welt nicht mit seinen leidenden Kindern reden, wie einst, er, der noch jetzt, wie sonst, ihre Gedanken regiert? — so war dies eine göttliche Stimme, die mir's sprach: Hier ist Amerika, und hier sollst du, wie eine Selige, wohnen! — Heiter erwachte ich spät am Morgen; mein Herz aber war voll unnennbarer, tiefer, schmerzlicher Sehnsucht nach dem blühenden Boden des fernen Welttheils.

Die Gräfin von Königsmark besuchte mich. Sie erschrak über die Blässe meines Angesichts. Ihre Augen wurden feucht. Sie küßte meine Hand mit der Heftigkeit des lebhaften Mitgefühls, und ich fühlte ihre warmen Thränen fallen auf meine Hand.

„Nein,“ rief sie, „meine Fürstin, ich kann es nicht ertragen. Ich kann Sie nicht so hinstirben sehen unter der Grausamkeit Ihres Gemahls. Gebieten Sie über mich, und wenn es mein Leben gelten sollte, ich will Sie erretten. Fliehen Sie nach Wolfenbüttel, in den Schutz Ihrer erlauchten Aeltern; ich nehm' es auf mich, Ihr Entinnen zu veranstalten. Keine Seele soll es früher vernehmen, bis Sie den deutschen Boden betreten haben werden.“

Ich umarmte schweigend das gute Weib, und reichte ihr den harten Brief meines Vaters, worin er mir die Heimkehr untersagte.

„Mag er es doch!“ rief sie: „Sind Sie nur einmal in Wolfenbüttel, so wird er Sie nicht zurückstoßen.“

— Aber er wird mich wieder nach Petersburg ausliefern, und mein ganzes Leben ist mit heilloser Schmach bedeckt. Wie könnt' er dem gebietenden Forderern des Kaisers widerstehen? Ja, liebe Königsmark, Sie verdienen mein Vertrauen. Ich fühle es, daß ich mein qualenreiches Dasein nicht lange mehr führen könne. Wär' ich nur getröstet um das Loos meines Kindes, und desjenigen, so

ich unter meinem Herzen trage — mein Entschluß wäre schon genommen.

„Was können Sie für Ihre Kinder fürchten? Der Czar wird sie nicht verlassen. Die ganze Liebe des Monarchen, so er jetzt Ihnen weilt, wird sich über seine Enkel ausdehnen. Er wird ihr Loos zu sichern wissen, selbst wenn der Großfürst ein so unnatürlicher Vater wäre, wie er ein unnatürlicher Sohn ist. Und gesetzt, theure Fürstin, Sie blieben in Petersburg, sind darum Ihre Kinder beschützt? Oder wenn Sie die Beute Ihres Kammers werden, und früh aus dem Leben gehen — ist Ihren Nachkommen damit mehr geholfen? Ich beschwöre Sie, retten Sie sich! In Petersburg ist Ihr Leben in täglicher Gefahr.“

— Ich weiß es, Gräfin. Ich will mich retten.

„Und wie?“

— Durch eine neue, freiwillige Todesart. Erschrecken Sie nicht! Ich will keinen Selbstmord begehen. Aber sterben will ich, für Petersburg, für Europa — ich flüchte mich übers Meer und verberge mich unter fremdem Namen im Innern eines entlegenen Welttheils in unbekannten Gegenden, welche nie der Fuß eines Europäers betrat. Da werd' ich gleichsam in ein zweites Leben treten; wie ein Kind anfangen, eine neue Sprache zu sammeln, neue Verbindungen zu schließen, neue Dinge kennen zu lernen. Ich werde in einer neuen Welt, wie auf einem neuen Sterne wandeln, und, gleich einer Abgestorbenen, mich der Vergangenheit dunkel nur, wie eines frühern Lebens auf dem Erdblanken, erinnern. Ich werde nichts mehr erfahren von meinen Freunden, von meinen Kindern, meinen Aeltern, von Allem, was in der bekannten Welt geschieht. Man wird nichts mehr von mir erblicken; man wird mich, wie eine Begrabene, betrauern und vergessen. Ich werde einem abgeschiedenen seligen Geiste gleichen, ohne den Tod empfunden zu haben. Sie schauern vor diesem

Gedanken, liebe Königsmark? Mir gewährt er namenlose Lust. Es ist ein Selbstmord ohne Sünde. Ich erfülle eine heilige Pflicht, und rette mein Leben, ohne die Vorurtheile der Welt, ohne die Begriffe meiner Verwandten von fürstlicher Ehre zu verwunden. Alles hängt nur von der Verheimlichung meiner Flucht ab. Sollte das Geheimniß jemals verrathen werden, wahrlich, untröstlich würden meine Verwandten sein, vielleicht minder wegen meines Looses, als wegen der vermeintlichen Schande, die ich auf unser Haus werfe. Menschen, unvertraut mit meinem Glende und all den tausend Ursachen des verzweifelten Entschlusses, würden mich in den Rang der Abenteurer setzen, und statt den Muth zu ehren, mit welchem ich dieses Vorurtheil zertrat, um die verlorne Ruhe und Freiheit wieder zu gewinnen, mich verdammen mit hartem Herzen.

So ungefähr sprach ich zur Gräfin. Wenig Mühe galt es, sie zum Beistand zu überreden, und manche Besorgnisse um den gewagten Plan zu zerstreuen. Sie schwor mir treue Verschwiegenheit und veranstaltete das Nöthige zu meiner Flucht, die nach meiner Niederkunft geschehen sollte, sobald mir die nöthigen Kräfte zur großen Reise wieder gekommen sein würden.

5.

Mein alter, treuer Diener Herbert, ein Mann von Tugend und großem Muth, war der erste, welchen ich in unser Geheimniß zog. Seine Hilfe war uns unentbehrlich; ich wollte mich nicht ohne Begleitung in die weite Welt hineinstürzen. Seit meinen Kinderjahren war er mein Freund, mein Vertrauter; ihm hatt' ich viele meiner bessern Kenntnisse zu danken. Ich ehre ihn mehr, wie einen zärtlichen Vater, als daß ich ihn wie einen Diener am Hofe behandelt hätte.

Chemals war er der Zeuge meines Trohsinns, nun seit dem Tage der Vermählung der meines Grams gewesen. Oft stand er von ferne, mit einem Antlitz voller Schmerz, und beobachtete mich; oft, wenn ich ihm klagte, wußt' er mir Muth einzulösen; oft, wenn ich verzweifeln wollte, wußt' er durch seine Vorstellungen mir neue Hoffnungen anzuzünden. Mir war's, als sei es die hehre Gestalt des himmlischen Traumes, durch welchen mein Schutzgeist zu mir geredet hatte.

Herbert, als ich ihm das große Vorhaben enthüllt hatte, stand betroffen und sprachlos vor mir.

„Warum schweigst du, lieber Herbert?“ fragt' ich ihn.

„Gnädige Fürstin, der Gedanke ist entsetzlich. Sie, gewöhnt an den Glanz des Hofes, an tausend kleine, unentbehrliche Bedürfnisse, an den Genuß, welchen Wissenschaft und Kunst in der gebildeten Welt gewähren, Sie wollen Ihre Wohnung wählen unter den Horden wilder Indianer, in den unbekannten Wüsten eines fremden Welttheils?“

„Leben, Freiheit, Ruhe und Armuth sind süßer, als der Jammer unter Gold und Seiden. Herbert, ich will, ich muß mein Leben retten. Ich frage dich, folgst du deiner Fürstin lieber zum Grabe, oder in eine andere Weltgegend? Wir fliehen, Herbert. Ich höre auf, Fürstin zu sein. Ich will dich Vater nennen; ich will deine Tochter sein. Es wird einen schönen Winkel des Erdbodens geben, wo wir verborgen vor den Menschen in Einsamkeit und kummerloser Muße wohnen dürfen. Ich küsse meine Kinder ein — du nichts. Was fesselt dich an die Wildniß von Rußland, daß du sie nicht gegen die blühende Einöde eines mildern Himmelsstriches verwechseln möchtest?“

„Nichts!“ rief Herbert, und fiel auf seine Knie vor mir hin, drückte meine Hand an seinen Mund und schwor mir Treue bis in den Tod.

Schon am folgenden Tag mußte er, so war es unsere Verabredung, öffentlich seine Entlassung fordern, damit er von Petersburg entfernt die Fortsetzung meiner Flucht beschleunigen könne, ohne durch sein späteres Verschwinden bei meinem Scheintode Verdacht zu erregen.

O wie unendlich lang wurden mir seit diesem Tage alle Stunden! Und doch nicht ohne Furcht und Schmerz sah ich, als flöhen sie zu schnell, die Wochen vorübergehen. — Ich wünschte und scheute zugleich die große Entwicklung; die Stunde meiner Erlösung war der ewige Verlust meiner kleinen Natalia.

Holber, stiller Engel, noch seh' ich dich auf meinen Knien, in meinen Armen gaukeln — ach! deinem kindlich-frohen Lächeln antworteten der Mutter tiefe Seufzer; deinem süßen Lächeln, deinem freundlichen Winken begegneten nur der Mutter thränenschwere Blicke! — Du verstandest, selige Unschuld, noch nicht die Sprache des Grams — schon gedenkst du nicht mehr der verwaiseten Mutter — aber ich, oft irr' ich weinend am Ufer des Meeres hin, und strecke die mütterlichen Arme umsonst gegen Osten, und nenne tausendmal mit leiser, schmerzlicher Stimme deinen Namen: Natalie!

6.

Je näher die Zeit meiner Entbindung rückte, je seltener wurden die Besuche meines Gemahls. Mir ward wohl dabei. Ich träumte mir vom Glück der Freiheit — ich rüstete mich geschäftig zur ungeheuern Wanderschaft. Die Gräfin Königsmark versorgte mich mit neuen Kleidern, mit Wechselbriefen und Adressen; ich versah mich mit Gold und Juwelen; auch mein treuer Herbert hatte schon Kapitalien in Sicherheit gebracht.

Am 22. Oktober ward ich von einem jungen Prinzen entbunden, welcher in der Taufe den Namen seines erlauchten Groß-

vaters erhielt. Wie unverstellt, wie rührend war die Freude des edeln Kaisers! Nur Alexis, mein Gemahl, blieb sich gleich, empfindungslos und kalt.

Ich fühlte mich wundersam stark und genesen. Ich hätte schon wenige Tage nachher das Bett verlassen können, wenn nicht die gute Königsmark meiner Ungeduld Schranken gebaut hätte. So spielt' ich nun, um die Welt über mein Vorhaben in Täuschung zu erhalten, die Sterbensranke, und, unerfahren in den Künsten des Betrugs, half die Begierde, frei zu werden, meiner Ungeschicklichkeit nach.

Von allen denen, welche mein Krankenlager umgaben, war der Schmerz keines einzigen so tief, so trostlos, als der eines meiner Fräulein, Namens Agathe von Dienholm. Sie war ein liebenswürdiges Mädchen, meines Alters, aus einem verarmten, adelichen Geschlecht, ohne Aeltern, ohne nahe Verwandte. Auf Empfehlung der Königsmark hatte ich das gute Kind angenommen. Sie lohnte meine Freundschaft mit einer unbegrenzten Dankbarkeit, mit einer Anhänglichkeit, die selten ihres Gleichen findet. Es war mir nicht unbekannt, daß sie einen jungen, angesehenen Offizier aus einem der besten Häuser von Petersburg, der um ihre Hand geworben, der ihr sogar nichts weniger als gleichgültig gewesen, mit Unerbittlichkeit von sich entfernt hatte, weil er in einer Gesellschaft anderer Offiziere zum Vortheil des Czarewitsch wider mich das Wort geführt haben sollte.

Als man nun an meinem Leben zu zweifeln begann, überließ sie sich dem wüthendsten Schmerz. Sie erschien nicht mehr vor meinem Bette. Ich erkundigte mich nach ihr, und erfuhr, daß sie selbst erkrankt sei, aus Kummer um mich.

Wie sollt' ich so viel Liebe unbelohnt lassen! Ich beschloß, sie zur Vertrauten meines Geheimnisses, und zur Gefährtin meiner Pilgerschaft zu machen. Die Gräfin von Königsmark eilte zu ihr,

bereitete sie auf die große Entdeckung vor, und machte ihr meine Gesinnung kund.

Agathe, am Arm der Gräfin gelehnt, trat in mein Zimmer. Sie war bleich und entstellt; aber Lieb' und Entzücken leuchteten mich an aus ihren schönen, seelenvollen Augen. Sie fiel auf ihre Knie vor mein Bett — ohne Sprache, ohne Thränen; aber ihr Busen flog ungestüm und verrieth, welch' ein Sturm in ihrem Herzen wühlte. Sie schloß ihre brennenden Lippen an meine Hand; mir selbst war bange um das gute Kind und um die Verborgenheit meines Plans.

„Willst du, liebe Agathe, künftig meine Schwester sein?“ sagt' ich ihr leise.

Sie seufzte tief und laut, und sah gen Himmel und dann mit Zärtlichkeit auf mich, und stammelte halb odemlos: „Tren — ewig! ewig!“ Dann nahm sie vom Tisch ein Messer, und rief: „Ich will mir selbst die Brust durchbohren, wenn ich Sie je verlasse, meine Fürstin, je verrathe!“

Ich ließ sie von mir; und gleiches Tages ging sie schon genesen unter den Andern umher. Sie schien veredelter, feierlicher; sie trug den Himmel im Herzen und auf dem Antlitz erkünstelten Schmerz.

Warum genoß ich Liebe von so vielen fremden Wesen; warum mußte der Einzige mich hassen, an den mein Schicksal mich gebunden hielt!

7.

Schon war der Tag meiner Flucht bestimmt. Die Gräfin von Königsmark, die treueste Freundin, bürgte für mein glückliches Entkommen, und für die Vollendung der allgemeinen Täuschung. Herbert hatte für Schlitten überall gesorgt, und harrte mein in

einem Walde, nahe bei der Hauptstadt, während Kuriere bereit standen, meinen Tod durch ganz Europa zu verkünden.

Ich sagte als Sterbende Allen meines Hofes Lebewohl. Ich verweigerte von den Händen der verzweifelnden Aerzte neue Hilfe zu nehmen, und wünschte nur mit sehnlichem Verlangen noch einmal den Kaiser zu sehen.

Er kam, und mit ihm mein Gemahl. In meinen Armen ruhten zum letztenmale meine Kinder. — O welch' ein herber Abschied! Der Kaiser gab sich den Gefühlen seines Schmerzes hin; er wollte keinen Dank von meinen Lippen für seine Liebe hören; er segnete mich und meine Kinder, und schwor mir, fortan ihnen Alles zu sein.

Mir brach das Herz; ich schluchzte laut. O meine Kinder! meine Kinder! — Ich umarmte sie wechselsweise hundertmal und badete sie mit meinen Thränen, und hundertmal nahm ich sie wieder. Fast verlor ich in diesem schrecklichen Augenblick Besonnenheit und Entschluß. Ich fand das qualenreichste Leben erträglicher, als die ewige Trennung von diesen Engeln. Der Kaiser sah meine heftige Bewegung; er fürchtete von ihr die Beschleunigung meines Todes. Er hieß der Gräfin Königsmark die holden Geschöpfe hinwegtragen. Mein Gemahl begleitete sie. Noch einmal, ehe er ging, reichte er stumm und düster mir die Hand. Ach, hätt' ich noch in seinen Mienen eine zarte Spur einigen Schmerzes und leiser Zuneigung gefunden, ich würde meine Rolle verworfen, und mein altes Leben in Rußland erneuert haben. Aber finster war sein Blick. Zeuge meines Todes zu sein, war ihm mehr unbehaglich, peinlich, als schmerzlich. Sein Händedruck war kalt, und wie von Wohlansständigkeit erzwungen. Er schien auf sich selbst zu zürnen, daß seine Augen keine Thränen finden konnten, die er seinem Vater, dem betrübtten Kaiser, hätte aufweisen können.

Er ging, und war von mir vergessen, wie er den Rücken wandte. Ach, mein Herz schrie nur meinen Kindern nach.

Erschöpft sank ich zusammen. Man ließ mich einsam; nur die Gräfin Königsmark bewachte mich. Ihr Zuspruch gab mir den verlorenen Muth zurück. Ich schlummerte einen kurzen Schlummer und fühlte mich gestärkt. Nach Mitternacht wurde die Anzeige meines Todes verbreitet. Mein Gemahl hatte schon Petersburg verlassen, und sich mit einigen seiner Gefellen auf ein Landgut begeben. Er empfing die Botschaft meiner Auflösung, und gab Befehl, wie ich es selbst befohlen hatte, meinen Leichnam in der Stille zu beerdigen. — Der Sarg erschien. Agathe und die Königsmark legten mich ein und verhüllten mein Gesicht. Viele meines Hofes forderten mich noch zu sehen. Sie umgaben weinend die Bahre. Von Zeit zu Zeit lüpfte die Königsmark den Schleier von meinem Antlitz, und der Schmerz der Zuschauer ward nur reger, und für jeglichen Verdacht der Zukunft mein Absterben zweifelloser.

Verkleidet ward ich in der Nacht, als mein verschlossener Sarg zur Ruhe geführt worden war, aus meiner Wohnung von der Königsmark entführt. Ich blieb verborgen in ihrem Palast. In der dritten Nacht erschien der treue Vater Herbert am Thore der Stadt. Agathe von Dienholm und ich verließen in männlichen, altrussischen Kleidern Petersburg. Es war ein großer Schnee gefallen; doch schwieg der Sturm. Die Sterne funkelten hell.

Herbert regierte selbst den Schlitten; er flog mit Vogelschnelle über den Schnee hin, sanft wie in Wolken. Keiner sprach. Immer zittert' ich, verrathen und eingeholt zu werden. Oft wünscht' ich's heimlich, um wieder, wäre es auch im Kerker, meinen Kindern nahe zu sein. — Unausprechliche Angst und tiefnagender Mutherschmerz quälten mein Herz. Agathe, die Liebevollste, schmiegte sich schüchtern an mich; unermesslich schien ihr das Glück, die Unentbehrliche ihrer Fürstin zu sein. Ich drückte ihre Hand in der meinen. „O meine Fürstin! meine Fürstin!“ lispelte sie: „Wie lieb' ich Sie, wie möcht' ich für Sie sterben, wie gern!“ —

„Ich bin nicht deine Fürstin mehr! Vergiß deiner Rolle nicht. Nenne mich deine Freundin, deine Schwester: denn nun bin ich's, und dir gleich!“

Ich legte meinen Arm um sie; nur auf meinen wiederholten Willen that die Schüchterne desgleichen. Ich fühlte ihr Erglühen und die Unruhe ihres schönen Herzens, worin noch immer die zärtlichste Liebe mit der gewohnten Ehrfurcht kämpfte.

So dämmerte, nach einer langen schrecklichen Nacht, der Morgen. Wir befanden uns in einer waldigen Wildniß. Die ermüdeten Rosse trakteten langsamer. Wir erreichten endlich ein einsames, elendes Haus im Gehölz, vor welchem Herbert Halt machte. Er führte uns hinein. Ein Paar alter Leute empfing uns mit Gastfreundschaft. Herbert nannte Agathe und mich seine Söhne.

8.

Seligkeit des unbemerkten Einsamlebens, nur gekannt von wenigen Guten, die uns lieben, welches Glück der Welt darf dir gleichgeachtet werden! — Der alte Russe, mit seiner Frau und einem rüstigen jungen Burschen, ihrem Sohne, lebten in dieser Hütte schon viele Jahre, ohne sie zu verlassen, als an hohen Festtagen, wenn sie die Kirche eines sieben Werste von hier entlegenen Dorfs besuchten. Der Alte mit seinem Sohne verfertigte allerlei Geräthe von Holz, die dieser dann zum Verkauf austrug, und gegen Lebensmittel, Kleider und wenig Geld austauschte. Wie bezauberte mich die stille Zufriedenheit und Genügsamkeit dieser Armen! Alles, was ihr Herz wünschte, lag im Umkreis ihrer Hütte. Sie kannten die Herrlichkeit und das Elend der Großen nicht; sie wußten nichts von den Ereignissen, welche rings umher die Welt erschütterten, und von dem fürchterlichen Gährungsstoff, der, in die Brust

der Menschen geworfen, frohe Geschlechter verheert und Throne in Ströme Blutes senkt.

Während Herbert unsere Kasse besorgte, ward die liebenswürdige Agathe mein Mundkoch. Sie bereitete uns ein einfaches, reinliches Mahl. Ich bewunderte ihre Geschicklichkeit, ihren Fleiß. Als wir allein waren in dem engen Stübchen, nahte ich mich ihr, schloß sie in meine Arme, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Ein reizendes Roth überfloß ihr Antlitz — sie erwiderte schüchtern und glühend den schwesterlichen Kuß, und sah mit schwimmenden Blicken zu mir auf, und stammelte leise: „O mein Gott!“

„So wie diese Alten,“ sprach ich, „werden auch wir eine Einöde finden, schöner, als diese; wir werden glücklich sein. Das einfache stille Dasein in der Welt wird von uns wie eine Wollust genossen werden; wir vergessen bei der Liebe einzelner, treuer Nachbarn die Schmeicheleien fader Höflinge, die knechtische Verehrung von unterthänigen Haufen; wir hören nichts mehr von Kriegen, Verräthereien, Rabalen und Allem, was die arme Menschheit quält, womit sie voll kindlicher Begier tändelt, womit sie ihr flüchtiges Leben vergiftet; nichts von den Geckereien der Eitelkeit, von dem Streben der Ehrfurcht, von den privilegirten Sünden und Albernheiten der Großen, von der Blindheit des rohen Pöbels, und was sonst die Zeitungen füllt. Die Morgen- und Abendröthen sind unsere Zeitungen, die uns einen heitern oder trüben Tag verkünden; der Wald unser Opernsaal; Gebirg und Meer unser Schauspiel; die Gesundheit unsere Köchin; der unendliche Himmel unser Kirchengewölb. Ach, liebe Dienholm, kannst du dich auch herzlich mit mir freuen auf dieses stille Glück?“

Sie lächelte mich an, küßte mich erröthend und sprach: Ich freue mich nicht mehr in der Hoffnung; denn was ich nie hoffen durfte, ist mir schon geworden. O wie gern meid' ich die Welt, dies große Krankenhaus, worin fast Alles, groß und klein, an

irgend einer Begierde fiebert, nach Gold, nach Bewunderung, nach Rache, nach Unsterblichkeit, nach hohen Stellen, nach Leckerbissen, schönen Kleidern und marternden Lächerlichkeiten. Wer all dem Tand entsagen kann, der nicht unmittelbar zum Leben nöthig nicht, der hat, was er bedarf — im Herzen Ruhe. Und so ist mir's geworden.

Fast den ganzen Tag blieben wir in der Hütte mit voller Sicherheit. Wir schliefen hier so sanft, so fest, als hätte Rußland für uns keine Gefahr mehr. Erst am Abend trennten wir uns von unsern alten Wirthen, und setzten unsere Reise über den Schnee fort.

Herbert war seines Weges vollkommen kundig, er mied überall die großen Straßen; wir reiseten meistens nur bei Nacht, ruhten meistens nur in abgelegenen Hütten und elenden Dörfern aus; sahen wenig Menschen, und wechselten bald Kleidertracht, bald Namen, um immer unentdeckt zu bleiben. Aber alles dies gab unserer Flucht eine ermüdende Langsamkeit; bald waren die Nächte zu dunkel, bald die Tage zu stürmisch, und alle Wege bis zur Unkenntlichkeit verschneit. Vierzehn Tage lang waren wir schon in den ewigen Wildnissen durch unbewohnte Steppen und finstere Waldungen geirrt, aus deren Labyrinth wir uns, ohne von Dorf zu Dorf mitgenommene Führer, nie gefunden haben würden, und noch immer hatten wir die Grenzen des russischen Gebietes nicht erreicht. — Herbert tröstete uns von einem Tage zum andern; aber einen Tag wie den andern ward unsere Hoffnung getäuscht.

Eines Abends endlich sprach Herbert: „Beruhigen Sie sich, wir schlafen heut' im letzten russischen Dorf. Es heißt Kwadoszlaw, und kann nicht mehr als zehn Werste von uns sein. Morgen reisen wir auf polnischem Boden.“ Ich jauchzte freudig auf. „Nein,“ rief ich, „noch diese Nacht müssen wir in Polen sein. Ich athme nicht eher freier.“

Wir kamen spät in Kwadoszlaw an. Es war finster und schneite.

stark. — Herbert wollte rasten; aber ich ließ nicht nach, bis er zum ersten Dorfe die Reise fortsetzte. Er erkundigte sich nach dem Namen desselben. Man nannte es Nieszoesperda.

Wir bekehrten einen Wegweiser; aber die Menschen waren hier so ungefällig, daß keiner sich dazu hergeben wollte, und wir, so große Belohnung wir auch versprachen, keinen erhalten konnten.

Demungeachtet betrieb ich die Fortsetzung der Reise, da wir diesen Tag nicht weit gekommen waren. Bald sahen wir uns in einem weiträumigen Walde; wir hatten bisher das kaum sichtbare Gleis vor uns gefahrner Schlitten verfolgt, aber es wurde immer dunkler; der Wind warf uns den Schnee entgegen, daß es zuletzt keine Möglichkeit war, eine Spur der Bahn zu finden. Wir waren schon zu tief in der Irre, um hoffen zu dürfen, nach dem verlassenen Orte zurückkommen zu können. Wind und Schnee hatten unsere Gleise verwischt. Wir waren vom Frost halb erstarrt, und mußten uns dadurch erwärmen, daß wir von Zeit zu Zeit neben dem Schlitten hintrabten. Ich litt viel, aber noch mehr die gute Agathe, welche nicht, wie ich, durch Hoffnung, Angst und Furcht Kraft der Verzweiflung empfing, und ohnedem diesen Tag die schwerfällige Tracht einer russischen Bäuerin angenommen hatte.

Einige Stunden lang hatten wir uns im Wald umhergetrieben, ohne sein Ende zu erreichen. Herbert, da er nirgends einen Ausweg vor sich sah, war abgestiegen, um die Gegend vor uns zu untersuchen. Agathe und ich erwarteten im Schlitten seine Rückkunft.

Zu unserm nicht geringen Schrecken erschien unverhofft neben uns ein fremder Kerl zu Fuß. Ich redete ihn an; er gab keine Antwort, sondern ging gegen das Pferd, schwang sich hinauf und jagte, seitwärts in das Gehölz hinein, mit uns davon.

Bestürzung und Angst raubten uns fast alle Besinnung. Wir schrien Herberts Namen; wir hörten sein antwortendes Geschrei aus der Ferne, und bald vernahmen wir auch dies nicht mehr. Ich

sank ohnmächtig in Agathens Arme zurück, und kam nicht eher zu mir, als in dem Augenblick, da der Schlitten still stand.

Ich öffnete die Augen. Wir waren in einer weiten Ebene außer dem Walde; Schnee und Wind währten fort. Der Kerl, so uns entführt hatte, war vom Pferde gesprungen und verschwunden. Vermuthlich hatte er nur, um seine Fußreise zu verkürzen, und schneller aus dem Gehölz zu kommen, sich unsers Rosses bedienen wollen.

Es blieb nichts übrig, als in den Wald zurückzukehren, um unsern verlornen Freund zu suchen. Die tiefen Spuren im Schnee zeigten den weiten Weg, welchen wir gemacht hatten. Wir kamen nach einer halben Stunde ins Gehölz. Wir riefen Herberts Namen unzähligemal; aber unserm ängstlichen Geschrei antwortete nur das Brausen des Sturmwindes in den schwarzen Fichten. Noch fuhren wir eine halbe Stunde tiefer in den Forst; keine Spur, kein Laut von dem armen Herbert. Wo sollten wir ihn suchen? Wir mußten selbst fürchten, irgend eine falsche Fährte befahren zu haben. Vielleicht war der Unglückliche schon, von Kälte erstarrt, auf dem Schnee erfroren; vielleicht von Wölfen angefallen und zerrissen — wir ohne Rathgeber, ohne Beistand, in der Wüste allein, an Kraft und Muth erschöpft.

Nie hatte ich mich in einer schrecklichern Lage befunden. Kaum besaßen unsere starren Hände noch Macht genug, die Zügel unserer müden Rosse zu leiten. Agathe rieth an, in das Freie zurückzufahren, in der Hoffnung, irgend eine menschliche Wohnung zu entdecken, wenn wir die Fußstapfen unsers Entführers verfolgen würden. Von da könnten wir am Tage des Waldes kundige Leute aussenden nach Herbert. — Ich folgte dem Rathe; und in der That erreichten wir, indem wir der hinterlassenen Spur des entwichenen Kerls folgten, mit Tagesanbruch ein kleines, armseliges, halb in Schnee vergrabenes Dorf.

Wir hielten in einem alten, aus Backsteinen aufgeführten Hause an, welches das ansehnlichste im ganzen Dorfe war. Eine ganze Koppel Hunde umringte bellend unser Fuhrwerk, bis sie ein verlumpfter, schmutziger Kerl zum Schweigen brachte, der aus dem Hause trat, und unsere klägliche Erzählung anhörte, die ich ihm, so gut als möglich, in russischer Sprache machte. Er verließ uns, ohne zu antworten, erschien nach einigen Minuten wieder, und führte uns in eine geheizte Stube, welche einem Stalle glich, wo mehrere Knechte und Mägde auf mürbem Stroh umherlagen.

Wohl eine Stunde mußten wir hier geduldig unser Schicksal abwarten. Die Schlafenden ermunterten sich; man führte unsere Rosse unter Dach, und uns endlich in ein größeres Zimmer, wo ein starker, breitschulteriger Mensch, der einen gewaltigen Knebelbart trug, sich als den gestrengen Herrn von Horodot ankündigte.

Er redete zuerst Agathen auf russisch, dann auf polnisch an. Das gute Kind, keiner dieser Sprachen mächtig, antwortete französisch, dann deutsch, und ward nicht verstanden. Ich wollte das Wort für sie führen; er aber gebot mir Stillschweigen. „Du bist keine Russin, trotz deiner Kleider!“ sagte er, flüsterte einem seiner Knechte wenige Worte ins Ohr, und ließ Agathen zum Zimmer hinaus führen. Vergebens widersetzt' ich mich diesem seltsamen Betragen. „Ich kenne euch wohl!“ sagte der schreckliche Mensch zu mir: „Ihr seid von Petersburg entwischt. Ihr waret mir gleich Anfangs verdächtig.“

Die Rede vollendete meine Angst. Schon glaubt' ich mich entdeckt, verrathen, aufgesucht und nach Petersburg ausgeliefert. Ich gab Agathen für meine Schwester aus; erzählte unser nächtliches Abenteuer, und wie sich unser Vater von uns im Walde verloren habe. Ich bat nur, diesen auffuchen zu lassen. Der Edelmann schüttelte den Kopf; er ließ mich in ein Nebenzimmer führen, wo-

hin nach einiger Zeit auch Agathe gebracht ward, die bitterlich schluchzte. Mit Hilfe eines Knechts, der gebrochen deutsch redete, hatte der Herr von Horodok auch sie wieder ins Verhör genommen; und da sie sich für eine Magd ausgegeben, die in Diensten meines Vaters stehe, so wurde der Verdacht des alten Dorstyrannen durch den Widerspruch unserer Aussagen vermehrt.

Man behandelte uns wie Gefangene, brachte unsere wenigen Habseligkeiten aus dem Schlitten ins Zimmer, versorgte uns mit Speise und Trank, und ließ uns bis gegen Abend allein. Wir erfuhren nur, der gestrenge Herr, dem man den Titel eines Starosten beilegte, sei mit andern Freunden auf die Jagd.

Bald nahmen wir uns vor, mit einbrechender Nacht zu entspringen, bald mit heldenmüthiger Fassung den Ausgang der Dinge zu erwarten. Ein Plan verdrängte den andern; am meisten waren wir um unsern Herbert in Sorgen.

Als es dunkel ward, hörten wir die Jagd zurückkommen. Bald war wildes Getümmel im Zimmer neben dem unsrigen. Wir hörten Becher klingen, und rohes Gelächter. Der Starost, dessen Stimme wir von allen andern unterschieden, sprach auch von uns. Was mich am meisten beunruhigte, war seine Vermuthung, daß wir schwedische Spione, oder Vagabunden seien, die in Petersburg ein Beutelschneiderstückchen verübt hätten. Er wolle uns, sagte er, und den Alten, den wir für unsern Herrn ausgeben, am folgenden Tage an die Obrigkeit der nächsten russischen Stadt schicken. Also auch Herbert schien sich gefunden zu haben.

Indem ich der armen, zitternden Agathe die Reden des Starosten erklärte, ward die Thür geöffnet. Die Gesellschaft, von Wein und Branntwein begeistert, drängte sich zu uns herein und musterte uns. Agathe weinte; ich aber überhäufte den Starosten wegen seines despotischen Verfahrens gegen unschuldige Reisende mit Vorwürfen, und verlangte zu meinem Vater gebracht zu werden.

Ein wohlgewachsener junger Mann nähete sich Agathen, und sagte, indem er seine Hand unter ihr Kinn legte und ihren Kopf in die Höhe richtete, auf französisch: „Sie sind wohl weder eine Bäuerin noch eine Verbrecherin, schönes Kind!“

„Und Sie, mein Herr,“ redete ich ihn an, „scheinen weder ein Räuber, noch fähig zu sein, Barbareien gut zu heißen, welche man im Gebiet des Königs von Polen gegen Reisende verübt. Wir kamen, und machten Anspruch auf Gastfreundschaft und auf die gerühmte Großmuth der Polen, und werden, statt dessen, allen Mißhandlungen preisgegeben.“

Der junge Mann sah mich lächelnd seitwärts an, dann wieder Agathen, die ihre Augen verschämt zu Boden schlug.

„Folgen Sie mir. Ich will Sie frei machen, wenn Sie wollen!“ sagte er endlich, und, indem er seine Hand auf Agathens Schulter legte, setzte er hinzu: „Weine nicht, schönes Mädchen!“

Dann wandte er sich lachend zum Starost und rief: „Wladislaw, du hast mir einen schönen Streich gespielt!“

„Wie meinst du das, Janinsky?“ rief der Starost.

„Den Maler hast du verhaftet, von dem mir der Hauptmann Osterow geschrieben, und welchen ich so sehnlich erwartet habe. Diese beiden jungen Leute gehören ihm an. Wo ist er? Ich muß ihn sprechen.“

Damit verließ er uns. Die ganze Gesellschaft folgte ihm. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, als Janinsky mit schlaudem Lächeln zu uns hereintrat, an seiner Hand unsern Herbert.

„Die Schlitten,“ sagte Janinsky, „sind angespannt. Sie folgen mir auf mein Schloß, und genießen dort alle Bequemlichkeit, so lange Sie bei mir ausruhen wollen.“

Ich glaubte mich, nun ich Herbert wieder sah, aller Gefahr auf immer entronnen. Wir erzählten ihm, sobald wir allein waren, unser Abenteuer, unsere Angst, unsere Sorgen um ihn. Er theilte

uns seine Geschichte mit, die der unsrigen ziemlich ähnlich ward, sobald er die Spuren unsers Schlittens im Schnee wieder gefunden, und durch sie geführt nach Horodok gekommen.

So ermüdet wir auch alle Drei sein mochten, standen wir doch keinen Augenblick an, diesen verhassten Ort zu verlassen, und mit dem unbekannten Janinsky zu reisen, dessen freundliches Aeußere uns wenigstens ein besseres Loos versprach.

10.

Unter empfindlichem Schneegestöber machten wir uns auf den Weg. Janinsky's Schlitten fuhr voran. Kurz vor Mitternacht erreichten wir endlich ein weitläufiges Dorf, Sloboda geheissen, an dessen Seite sich ein hohes, altväterisches Gebäu erhob, mit einigen kleinen Thürmen versehen. Der Mond schien trübe durch die grauen Schneewolken, und warf ein melancholisches Licht auf das Schloß, welches mit seinen Erfern, Thürmchen und engen Fenstern einem großen Gefängniß glich. Rings um dasselbe zog sich ein Graben, über welchen eine Brücke führte.

„Ach!“ flüsterte mir Agathe zu, „ich hoffe auch von dieser Zuflucht des Guten nicht viel.“

Unser Wirth war sehr geschäftig, uns aus dem Fuhrwerk zu heben; dann nahm er Agathen und führte sie ins Schloß. Herbert und ich folgten.

In einem großen, mit alten Tapeten bedeckten Zimmer ward ein Nachteffen bereitet. Ueberall herrschte Ordnung und Reinlichkeit, welches uns wieder einiges Vertrauen einflößte.

„Wie freu' ich mich,“ sagte Janinsky, „Sie aus der seltsamen Gefangenschaft des Starosten erlöset zu haben. Er ist sonst ein guter Kauz, aber etwas roh, und dabei ein Todfeind des Königs von Schweden. Er ist reich an Land und Leuten; aber, seit

er seine Gemahlin verloren, gleicht sein Haus einer Bettelherberge, und er wühlt und wälzt sich nach Herzenslust in seinem Schlamm und Schmutz. Man muß ihm seine sonderbaren Launen zu gut halten, und, weil er von Einfluß ist, freundliche Nachbarschaft mit ihm pflegen. — Vergessen Sie den Schrecken, den Ihnen der wunderliche Kopf verursachte; an meinem Willen soll es nicht fehlen, Ihnen den Aufenthalt bei mir angenehmer zu machen. Ich habe auch Reisen in Europa gemacht, und weiß, wie wohl es thut, ein gastfreundliches Obdach zu finden, zumal in wildem, unwirthbarem Lande, wie bei uns."

Wir dankten ihm für so viel Verbindliches, und Herbert zog seine Briestasche hervor. „Hier," sagte er und zeigte ihm einen russischen Paß, „damit Sie auch uns kennen lernen. Sie sehen daraus, daß ich ein französischer Edelmann bin, de Laborde heiße, und daß diese Beiden meine Töchter sind. Die Verkleidung der einen in Mannskleidern, der andern in russischer Bauertracht, war eine Grille von den beiden Mädchen, die ich ihnen gern ließ. Ich bin von Ihrem Edelmuth überzeugt, mein Herr, und wir schätzen uns glücklich, durch das rauhe Dhngefähr mit einer so angenehmen Bekanntschaft überrascht worden zu sein."

Janinsky durchsah den Paß, und entschuldigte sich bei mir und Agathen, daß er, verführt durch unsere Mummerei, uns vielleicht nicht mit der gebührenden Achtung behandelt habe. Auch für Agathen wurde jetzt ein Gedeck auf den Tisch gelegt. Ich bemerkte inzwischen, daß Janinsky, seitdem ihm Herbert die Entdeckung gemacht hatte, um Vieles ernster geworden zu sein schien.

Wir bedurften diesen Tag der Ruhe mehr, als der Speisen. Eine Magd führte Agathen und mich in ein kleines Zimmer im obern Stock des Hauses, wo wir im Schutz der Ahnen unsers Edelmanns, deren halbverlosthene Gemälde rings an den Wänden hingen, sanft entschlummerten.

Herbert trug uns am folgenden Morgen die Einladung des gefälligen Wirths vor, einige Tage bei ihm zu verweilen, bis unsere, von so vielen Anstrengungen ermatteten Kasse sich erholt haben würden. Auch war das Wetter noch stürmischer, denn sonst; wir selbst hatten der Rast vonnöthen, neue Kraft zu schöpfen. Niemand kannte uns in dieser Gegend, welche von Reisenden höchst selten besucht ward; und dies fügte zu den Annehmlichkeiten der Ruhe noch das reizende Gefühl der Sicherheit.

Wir willigten ein. Janinsky schien entzückt zu sein, als wären wir nicht seine Schuldner, sondern er der unsrige. „Ach, wie selten wird mir's hier zu Theil,“ rief er, „Menschen aus der gebildeten Welt zu sehen! Hätte ich nie andere Länder und höhere Bedürfnisse kennen gelernt, mir würde wohl sein unter meinen Nachbarn, deren höchstes Gut Jagd, Spiel und Bechgelage sind. Nun aber bin ich in meiner eigenen Heimath nicht mehr heimathlich. Der Tod meines Vaters machte mich zum Erben seiner Güter; aber früher oder später werde ich mich ihrer doch entledigen und wieder nach Warschau oder Dresden gehen, wenn der Himmel mir nicht zu guter Stunde eine liebenswürdige Gesellschafterin zuführt, die meine Einsamkeit belebt.“

Janinsky war ein schöner Mann; die polnische Nationaltracht seiner Gestalt ungemein vortheilhaft. Er sprach polnisch, französisch und russisch, und hatte eine kleine ausgewählte Bibliothek von lateinischen und französischen Schriftstellern. Er liebte die Musik; er spielte mit Fertigkeit die Flöte und das Klavier. Die Langeweile konnte uns also in Janinsky's Schlosse nicht wohl überraschen. Ich las; Agathe saß am Klavier; Janinsky begleitete ihr empfindungsvolles Spiel mit der Flöte; Herbert schrieb und blätterte in Landkarten.

Am meisten beschäftigte sich unser Wirth von uns Allen mit Agathen. An ihr hingen seine Augen unverwandt; ihr wußte er

immer tausend Dinge zu sagen, die eben so viel Gefühl verriethen; auf ihre Worte horchte er am liebsten, und ihren Wünschen kam er überall am behendesten zuvor.

Agathe nahm diese Aufmerksamkeit als eine gewöhnliche Artigkeit; aber sie waren die verrätherischen Zeugen einer lebhaften Leidenschaft, welche Janinsky eben dann am meisten offenbarte, wenn er sie am gebliffentlichsten verheimlichen wollte. Bald war er auch dieses Willens nicht mehr mächtig.

Als er am Abend des zweiten Tages neben Agathen am Klavier stand — beide waren eben im Zimmer allein — hörte er plötzlich auf, ihr Spiel zu begleiten. Sie sah zu ihm auf. Seine Augen waren voller Thränen. Er wandte sich ab und ging gegen das Fenster.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte Agathe und stand auf.

„Wie kann mir wohl sein?“ rief er mit Heftigkeit: „Sie wollen morgen abreißen und mich wieder allein lassen? Warum erschienen Sie doch in meiner Grotte, wie Wesen einer bessern Welt, um mir einen Augenblick lang den Himmel zu geben, damit ich nachher das Armselige dieses Lebens desto tiefer empfinde? O Fräulein, Fräulein, ich bin sehr unglücklich?“

Agathe, bestürzt und verlegen, wußte ihm nichts zu erwiedern. Er nahm ihre Hand, drückte sie an seinen Mund und blickte mit nassen Augen gen Himmel.

„Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, und nicht meinem Schmerz!“ fuhr er fort: „Hätte ich Sie in einer weitläufigen Stadt, in den glänzenden Kreisen eines Hofes gesehen, mein Herz würde Sie herausgefunden haben aus den Tausenden Ihres Geschlechts, und gesprochen haben: Nur du allein bist mir über Alles theuer. — Und nun wohne ich hier in der Wüste, fern von jeder freundlichen, meinem Geiste verwandten Gesellschaft. Ich sehnte mich vergebens nach dem Bessern. Meine Tage flossen in ermüdender Einförmig-

keit hin. Ich fing an, ein Alltagsmensch zu werden, und mein warmes, nur zu zart fühlendes Herz in den Gang des faden, gewohnten Herkommens hineinzutragen. Ach, was ich nicht als Möglichkeit träumte, ward nun so plötzlich wunderbare Wirklichkeit. Ich sah Sie; eine himmlische Erscheinung hätte mich nicht tiefer erschüttern können. Ich bin ein Verwandelter geworden; ich sehe Sie nur, und kenne Sie nur, und Alles rings umher ist mir so fremd geworden, als wäre es heute erst entstanden. Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, denn ich kann Ihnen nichts gelten, das fühle ich wohl; ich bin Ihnen zu bedeutungslos. Unter den Millionen, die Sie sahen, haben Sie Millionen gesehen, wie mich.“

Er führte sie bei diesen Worten zum Klavier zurück und nahm die Flöte. Agathe, zitternd, tändelte mit einzelnen Tönen. Sie zürnte ihm nicht, und wußte selbst nicht, daß er ihr wohlgefallen hatte.

Indem trat Vater Herbert ins Zimmer. Janinsky ging ihm entgegen.

„Sie wollen mich morgen wieder verlassen?“ sagte er: „Aber erinnern Sie sich, daß Sie mein Schuldner sind. Ich zähle auf Ihre Erkenntlichkeit; ich will den kleinen Dienst für bezahlt halten, den ich Ihnen leistete, wenn Sie mir die Bitte gewähren, noch zwei Tage in Sloboda zu verweilen. Ich kann mich unmöglich an den Gedanken gewöhnen, Sie schon zu verlieren.“

Herbert lächelte. „Wie gern würden wir,“ sagte er, „unsere Schuld bei Ihnen vermehren, wenn nicht allzugebietende Familienverhältnisse uns die Beschleunigung unserer Reise zur Pflicht machten.“ — Der liebeathmende Janinsky aber ließ sich nicht zurückweisen; er drang mit so freundlichem Ungestüm auf unser Bleiben; er wußte die Gefahren der Reise bei gegenwärtiger Kälte, die Unsicherheit der Wege durch Wölfe, die der Frost aus

den Wäldern triebe, um Nahrung in bewohnten Gegenden zu suchen, so lebhaft zu schildern, daß Herbert endlich wankte, und wenigstens Bedenkzeit forderte.

Als Herbert mir und Agathe, da wir allein waren, den Vortrag machte, sah ich wohl, daß er bei der herrschenden rauhen Witterung geneigter sei, ein paar Tage in Sloboda zuzulegen, denn aufzubrechen. Agathe aber gab statt aller Meinung auf meine Frage ein stummes Erröthen zur Antwort.

So blieben wir wieder in Sloboda.

11.

Und aus den versprochenen zwei Tagen wurden ihrer allmählig sechs. Janinsky war der glücklichste Mensch und die Güte selbst. Agathe unterhielt sich gern mit ihm, wenn er ihr von seiner Leidenschaft schwieg; ich bemerkte, daß sie schöner und gefühlvoller am Klavier sang, als sonst an meinem Flügel; daß ihr ganzes Wesen von einem höhern Geiste beseelt zu sein schien. Mir selbst kam sie weit liebenswürdiger vor, denn ehemals; ihre Stimme hatte etwas unnenkbar Weiches und Rührendes; ihre Blicke haften länger und träumender an allen Gegenständen; hätte sie einen Todfeind gehabt, er würde mit Liebe haben an ihr Herz sinken müssen.

Nur ich allein war die ewig Lastlose, und schwebte in unendlicher Furcht. Jede fremde Gestalt, jeder Reisende, welcher über die Schneewüsten daher irrte, jagte mir Angst des Todes ein. — Ach, und meine verlassenen Kinder, die fürslichen Waisen! Immer war ich nur im Geiste bei ihnen; immer träumt' ich nur ihre holdseligen Gestalten — wie gern hätt' ich für einen einzigen Kuß auf ihre Lippen mein freudenarmes Leben dahingezahlt!

Am Abend des sechsten Tages trat die gute Agathe ins Zim-

mer zu mir. Ihre Augen waren verweint; doch lächelte sie. „Ich habe mit Vater Herbert geredet,“ sprach sie, „er wäre entschlossen, morgen in der Frühe aufzubrechen, wenn Sie in unsere Abreise willigen.“

„Jeden Augenblick — jetzt — bin ich bereit!“

„Aber Janinsky darf es nicht wissen — nicht eher, als bis wir morgen ihm den plötzlichen Abschied sagen. Er würde uns tausend Schwierigkeiten in den Weg wälzen, um die Abreise zu hindern!“ sagte sie, und wandte sich erröthend von mir.

Ihr Betragen fiel mir auf. Ich schloß sie in meine Arme; ich forschte nach der Ursache ihrer Verwirrung und dem Geheimniß ihrer Thränen. Halb errieth ich's. „Du hast eine Eroberung gemacht in der Wüste!“ sagte ich lächelnd zu ihr.

„Er hat bei Herbert um meine Hand angehalten,“ erwiderte Agathe, „in der Meinung, daß Herbert wirklich mein Vater sei. Herbert stellte ihm vergebens vor, daß er sich von seiner Tochter nicht trennen würde; daß ich in dieser Wüstenei nicht leben könne. Er will Hab und Gut in Geld verwandeln, will Polen verlassen, will uns folgen und sich in Frankreich niederlassen bei uns.“

„Und du, Agathe?“

„Mir thut es leid! Er ist ein so guter Mensch, aber wilder Schwärmerei fähig. Darum müssen wir eilen, Sloboda zu verlassen.“

Herbert bestätigte Agathens Rede. Um Janinsky für immer abzuweisen, hatte er demselben erklärt, daß er nirgends anders, als auf französischem Boden, über Agathens Schicksal entscheiden werde.

Sobald am folgenden Morgen Herbert in der Stille Alles zur Abreise gerüstet und die Pferde angeschirrt hatte, zeigten wir dem unglücklichen Liebhaber unsern Entschluß an, ihn zu verlassen. — Schon war der Schlitten vorgefahren.

Janinsky stand erbleichend, sprachlos vor uns. Seine Augen

irten abwechselnd auf uns Dreien hin, und schienen zu fragen: „Scheiden? Könnt ihr dies? Wollet ihr Janinsky's Tod?“ — Wir sagten ihm alles, was Erkenntlichkeit zu sagen gebot. Herbert zog einen kostbaren Ring vom Finger und bat ihn, denselben zum Andenken anzunehmen. Er stieß Herberts Hand zurück. Er trat ans Fenster, sah unsern Schlitten bereit stehen — kehrte wieder zu uns, drückte Herbert, dann mir die Hand; dann fiel er vor Agathen aufs Knie, drückte ihre Hand mit Inbrunst an sein Herz, seufzte tief und sprach mit beklemmter Stimme das Wort Ewig aus. Wir sahen den guten, armen Janinsky nicht wieder.

Alle waren wir tief bewegt. Alle hofften wir, er werde zurückkehren. Bald aber erfuhren wir von einem seiner Knechte, er habe sich auf sein Roß geworfen und Sloboda verlassen.

Herbert und ich standen beim Schlitten. Agathe war noch im Hause geblieben. Ich ging zurück, um sie aufzusuchen. Als ich ins Zimmer kam, wo Janinsky von uns gegangen war, fand ich sie schluchzend auf einem Sessel sitzend, mit verhülltem Gesicht. Auf einem Tischchen neben sich hatte sie mit Kreide die Worte geschrieben: „Ewig, Janinsky.“

Ich näherte mich ihr und ergriff ihre Hand. Sie erschrak und suchte mir ihren Schmerz zu verheimlichen. Aber ich hatte jene Worte gelesen, worin sie die Geschichte ihres Herzens beschrieb.

„Willst du hier bleiben?“ fragte ich.

Sie sprang auf, und zog mich zum Schlitten, ohne ein Wort zu reden. Wir setzten uns ein und fuhren ab.

12.

Es war ein düsterer Wintertag; der Himmel eine einzige graue Wolke, von welcher Schnee und Regen auf uns troffen. Aus den beschneiten Ebenen erhoben sich die dunkeln Waldungen, wie

schwarze Inseln. Dann und wann tönte das melancholische Geläute einer Dorfglocke aus der Ferne. Und Wälder und Wolken und Hütten flogen um uns hin vorüber, wie Gestalten eines einkörmigen Traums.

Agathe lag fest an mich geschmiegt. Ich wagte nicht, ihr Träumen und Sinnen zu stören. Das arme Kind war aus dem seltsamen Abenteuer mit einem verwundeten Herzen gegangen. Aus Liebe zu mir hatte sie hingegeben, was sie liebte.

O Julie, wie ist unser ganzes Leben ein so träumerisches Gemisch; mehr Schatten, als Wesen; mehr Ahnung, als Genuß! — Da erscheinen wir, ohne zu wissen, woher? und abentheuern eine Zeit lang zwischen Dornen und Rosen hin, und begegnen und begrüßen manche fremde Gestalt, hätten mit mancher gern den Bund des Herzens geschlossen, aber sehen sie verschwinden, nie wiederkehren, und die Fluth der Stunden und das räthselhafte Schicksal führen uns weiter, bis wir müde und satt zusammensinken, und der Rinde unsers Planeten den erborgten Staub wieder zurückgeben.

Man spottet gern jener Empfindungen von ewiger Liebe, von treuer Freundschaft, in welchen die Jugend sich wohlgefällt; man heißt sie Romanen=Schwärmerei, Ueberspannung, Verkünstelung und Empfindelei. — Ich aber will Agathens Thränen nicht zürnen.

Die Jugend ist edler, in Thaten und Empfindungen, als das spätere Alter. Sie wandelt noch in Unverdorbenheit, rein, wie sie den Händen der Natur und den frommen Lehren der Schule entstieg, unvertraut mit Verderbtheit und Gräueln der Menschen; sie will das Große, das Gute; ihr Enthusiasmus ist der ehrwürdigste. — Vom Rauch der Leidenschaft geschwärzt, geht das spätere Alter einher, ist selbst nicht mehr heilig, und sieht daher kein Heiligthum; wälzt sich in Lüste, oder schwärmt mit rasendem Sinn einem Phantom nach, oder verkauft um Gold die schönsten Gefühle, und heißt Alles, was ihm nicht mehr reizend scheint,

Ehrheit und Kindertand. Die Tugend, dem Kinde und noch dem Jüngling und Mädchen heilig, ist ihm Lebensklugheit. Er achtet nicht mehr des Schönen, sondern nur des Nützlichen.

O saget mir doch, da wir nun einmal Menschen sind und menschlich denken und empfinden müssen, welche Schwärmerei ist die edlere? — Ist's das unbändige Streben nach Sinnenfühl? Ist's das Streben nach Selbstverläugnung, Großmuth, Freundschaft, Treue und Seelengüte?

Lasset unsern Kindern den erhabenen Sinn; tödtet ihn nicht muthwilligerweise früher, als ihn vielleicht traurige Schicksale tödten.

Ich will aber nun, sei denn auch meine Bestimmung auf Erden und jenseits des Grabes, welche sie wolle — ich will dem Land der entarteten Menschheit auf ewig entsagen; will nicht nach Schätzen geizen, wenn ich nur mein Leben erhalten kann mit dem Nothwendigen; will nicht nach Weltruhm ringen, wenn mich nur eine Seele herzlich liebt; will nicht den Purpur und den Bettelkittel, sondern nur die Herzen unterscheiden, und hienieden meine Welt mir schaffen, wie sie sein soll, nicht wie sie durch die verwirrende Leidenschaft im unglücklichen Europa ward.

Wir leben nur einmal, o Julie! warum soll ich den Grillen und Meinungen der Menschen dies Leben hinwerfen, und mir es nicht selbst weihen? Warum soll ich die Sklavin ihrer Vorurtheile und ihrer Leidenschaften sein, da mir der Mächtigste von ihnen keinen Schmerz zu vergüten, und keine Stunde neuen Lebens zu gewähren fähig ist, wenn meine Zeit einst ausgelaufen sein wird?

13.

Sobald wir nach zwei Tagen das erste Städtchen — sein Name ist mir entfallen — erreicht hatten, fanden wir daselbst einen

Reisewagen mit allen möglichen Bequemlichkeiten, der uns, wie der Postmeister sagte, schon längst erwartete.

Auch dies war ein Werk der Vorsicht unsers Herberts, damit wir nirgends allzulange aufgehalten würden. Er hatte ohne mein Wissen einen Menschen, Namens Paulowiz, vorausgesandt, unsern Weg zu bereiten; einen Menschen, dessen Treue und Klugheit erprobt waren, der schon viele Reisen gemacht hatte, durch Unglücksfälle aller Art veramt, ohne Anstellung geblieben war, und jetzt sein Schicksal an Herberts Schicksal unauflöslich knüpfen wollte. Herbert sagte mir, daß uns Paulowiz in Paris erwarte und daß selbst unsere Abreise nach Amerika vorbereite.

So eilten wir unaufhaltsam durch das übrige Polen, und reiseten durch Deutschland, ohne an einem Orte länger zu verweilen, als es nöthig war, durch einen nächtlichen Schlummer unsere erschöpften Kräfte zu verjüngen.

Ich las in den Zeitungen die Geschichte meines Todes und Begräbnisses. Meine Flucht aus Petersburg war Geheimniß geblieben. — O ihr meine zärtlich geliebten Aeltern! — Meine einzige Julie! — In den Augenblicken, da ihr noch meinen Tod beweintet, war ich euch so nahe! Ich breitete schluchzend meine Arme nach jenen Gegenden aus, die euch besitzen, und stammelte euch leise unter tausend Thränen mein Lebewohl und meinen Segen zu, was ihr nicht vernehmen durftet. Während ihr euch in Trauerkleider hülltet, betete für euch eure unglückliche Tochter und Freundin um Frieden und Trost zu dem, der allein Trost und Frieden verleihen kann. Ich aber bin für euch eine Todte und werde es bleiben — so will es mein Verhängniß.

Wir erreichten endlich nach einer unaussprechlich langen Reise die Hauptstadt Frankreichs. Hier hatte uns der gute Paulowiz eine angenehme Wohnung zugerichtet; auch erzählte er uns, daß er mit dem Schiffskapitän de la Bretonne, der im Hafen zu

V'Orient sei, um den Preis einig geworden, uns nebst mehrern hundert Deutschen nach Amerika überzufahren. Diese Deutschen waren mehrentheils verarmte Leute, welche ihr Vaterland zu verlassen gedachten, um ihr Glück unter fremden Himmelsstrichen bei der Gründung neuer Kolonien in Louisiana zu finden.

Aber erst im Monat Mai konnte die Abfahrt geschehen. Ich fürchtete während dieser Zeit in Paris entdeckt zu werden. Eben das ungeheure Menschengewühl dieser kleinen Welt, in welchem ich anfangs glaubte, am unbemerktesten leben zu können, ward mir um so gefährlicher, da von allen Nationen Europens Reisende hier zusammenströmen. Wie leicht konnte ich in der Nähe des Hofes von irgend einem Neugierigen erkannt und verrathen werden, der mich einmal in Petersburg oder Wolfenbüttel gesehen.

Vater Herbert, welcher jetzt den Namen de l'Écluse angenommen, fand meine Besorgnisse sehr gegründet. Wir verließen Paris, um, nach unserer Gewohnheit immer unstät und flüchtig, vor der Abreise noch einige Gegenden des Königreichs zu besuchen.

Aber auch auf dieser Irrfahrt war ich noch vor aller Verrätherei nicht sicher — wo ich am geborgensten zu sein wähnte, war meine Gefahr am größten.

Als wir nämlich in Poitiers uns befanden, fiel es mir ein, in Gesellschaft unserer artigen Wirthin auch einer Abendmesse in dortiger Kirche beizuwohnen. —

Ich betete mit Inbrunst, o meine Julie! für dich, und für meine Kinder, und für meine fürstlichen Aeltern. — Ein unerwarteter Anblick riß mich von der Höhe meiner Andacht nieder, und fesselte unwiderstehlich meine Aufmerksamkeit.

Nicht fern von mir stand in den Reihen der Männer — o wie gern schreib' ich seinen Namen, der mich an die fröhlichsten Stunden meiner Kindheit wieder mahnt! — der Chevalier d'Aubant. —

Ich erschrak, und doch konnt' ich meinen Augen nicht gebieten, ihn zu verlassen.

D'Aubant war's, der einst — ach Julie, mit Wehmuth gedenk' ich des Tages, ich feierte dein Geburtsfest, und wir unbesonnene Mädchen durchschwärmten mit kindischem Uebermuth die grüne Wildniß — wie ein Schutzgeist uns erschien in der Verwirrung — — d'Aubant, der nachmals im traurigen Petersburg edel genug dachte, für die Ehre einer zum Spott des Pöbels gesunkenen Fürstin sein Leben zu wagen — dessen Bild ich mir nie denken kann, ohne es vom rosenfarbenen Himmel meiner Kindheit umstrahlt zu sehen — dessen Namen ich nie ohne Dankbarkeit nenne, da er für den meinigen sein Blut vergoß, ohne Hoffnung einer Belohnung. —

Er war's! — Julie, ich zitterte. In angenehmer, wunderbarer Wärme glühte mein halberloschenes Leben auf. D'Aubant glück in diesen Augenblicken einem holden Genius, der mir noch einmal an den Grenzen des vaterländischen Welttheils erscheinen wollte, wie zum Abschiede, bevor mein Schicksal mich auf immerdar entführt haben würde.

Ich vergaß bei seinem Anblick mich selbst und meine Gefahr. Er bemerkte mich nicht. Sein Gesicht sprach männliche Schwermuth. Du erinnerst dich noch seiner hohen Gestalt, und der zarten, geistigen Sprache seiner Mienen! Oft hatte uns die Erscheinung „des schönen Waldgottes,“ wie du ihn gern hießest, Stoff zu tändelnden Neckereien gegeben.

O wie ward mir zu Muth! Ein halbes Jahrzehend meines Lebens schien nicht gewesen zu sein. Ich irrte wieder im Hain von Blankenburg mit dir, und du kränzte mich wieder zum abendlichen Tanz auf dem Lustschlosse mit wilden Feldblumen.

Plötzlich wandte er sich. Er erblickte mich, und ich glaubte in seinen Augen das tiefste Entsetzen zu lesen, welches seine ganze

Seele beim Anblick einer Todtgewähnten füllen mußte. Ich genas von meinen Träumen, und hüllte mein Gesicht in die Falten des Schleiers. Ich war einer Ohnmacht nahe. Wie eine ertappte Verbrecherin sehnt' ich mich nach Flucht und Freiheit. Der Boden glühte unter meinen Sohlen, und die tausend im Tempel Versammelten schienen ihre Augen auf mich allein zu richten, und einander zuzuslüstern: Siehe, dort ist die entwichene Fürstin!

Es war wegen des Gedränges unmöglich, die Kirche sogleich zu verlassen, so sehr ich darum auch meine Gefährtin bat. Und immer blieben d'Aubants Blicke auf mich geheftet; immer begegneten meine Augen den feinigern wieder — und ein Gemisch von Grausen und Wollust durchschauerte mich, wie Gluth und Frost den Fieberkranken.

Sobald ich unsere Wohnung wieder erreicht hatte, ließ ich Herbert rufen. Agathe bemerkte meine Verwirrung, meine Angst; Herbert desgleichen. Ich verheimlichte ihnen nichts. Ich erzählte ihnen von d'Aubant. Er war ihnen dem Namen nach, seit seiner Flucht aus Petersburg, nicht mehr unbekannt. Wir beschloßen einmüthig, die Stadt Poitiers sogleich zu verlassen. Ich hatte in der Nacht keinen Schlummer. Immer wähnt' ich mich verrathen, und das Haus umringt, und mich den Kerfern von Petersburg zugeführt — und mitten in meiner Todesangst stand wieder die Gestalt d'Aubants vor mir, und neben ihm blühte das Elysium meines ersten Lebens, ich konnte dann den Mann nicht hassen, der mich verrathen und ausliefern wollte.

Diese leinzige Nacht in Poitiers dünkte mich länger und ereignißvoller, als mein ganzes Leben.

Am folgenden Morgen, eh' es in Osten graute, hatten wir schon Poitiers verlassen.

Sobald der Maienmond begann, wurden wir unter dem Namen einer deutschen Familie, welche nach Westindien zu ihren Verwandten reisete, eingeschifft. Paulowiz hieß nun Paul; Herbert, unser sorgsamer Vater, trug den Namen Walter. Jener hatte, während wir Andern in Frankreichs Provinzen umhergezogen waren, mit bewundernswürdigem Fleiß Alles zusammengekauft in l'Orient, was theils eine langwierige Seefahrt zu verannehmlichen diente, theils uns im fernen Welttheil wohlthun konnte.

Die Kanonen donnerten im Hafen das Lebewohl. Die Winde schwellten unsere Segel auf. Das Schiffsvolk jauchzte. Die Batterien von PortLouis donnerten den Scheidegruß zurück. Das Schiff schwebte, wie geflügelt, über die dunkeln, spielenden Wellen des Ozeans. Die Ufer Europa's wichen zurück.

Agathe stand auf dem Verdeck voll tiefer Wehmuth. Ihre Lippen bebten, wie wenn sie zu dem verschwindenden Welttheil reden wollten; Thränen füllten ihre Augen. Die arme Agathe! Ihre Seele irrte in den Wüsteneien von Polen, und umschwebten den trauernden Janinsky im winterlichen Sloboda.

Herbert hatte sich an einen Mastbaum gelehnt, mit verschränkten Armen und gesunkenem Haupte, in schwermüthiger Stellung. Meinet halben schied er von der mütterlichen Erde, und suchte er in fernen Wildnissen nun das Ziel seines tugendhaften Lebens. Er hörte nicht das Rauschen des Geschüßes, nicht das fröhliche Jauchzen der Matrosen. Nur dann und wann schien ein Seufzer seine Brust zu heben.

Und aus dem Gewühl und Lärmen des Schiffsvolks stieg mit einemmale ein feierlicher Kirchengesang, von Männern, Weibern und Kindern. Es waren Deutsche und Schweizer, welche sich eingeschifft hatten, um in Louisiana das Glück zu finden, welches ihnen in der alten Welt nicht lächeln wollte. Sie saßen gedrängt

beisammen, und sangen mit lauter Stimme ihren Psalm zum Gott der Väter, und empfahlen ihm das theure Mutterland, so sie nicht nähren konnte. Und Aller Augen starrten nach dem festen Lande hin, und weinten im Angesicht desselben ihre Abschiedsthränen.

Die Wehmuth übermannte auch mich. Mein leises, glühendes Gebet stieg unter den Liedern dieser Unglücklichen zum Himmel für meine Kinder; und meine Thränen begleiteten die ihrigen.

„Natalie, o Natalie, geliebte Tochter, und du, mein unglückseliger Säugling, dem nicht die zarte Hand der Mutterliebe die Thränen trocknen darf — noch einmal lebet wohl!“ So rief ich, und sah die Küsten Europa's vor mir dunkler werden, und am Horizont verdämmern. Wie ein ungeheurer Sarg ging der heimatliche Welttheil in die Tiefen des Meeres mit all seinen Schätzen und Foltern, mit seinen Thränen- und Freudenstunden. Nur nach meinen Kindern schlug mein Herz in diesem feierlichen Augenblick — auch sie gingen für mich auf ewig unter. Ich schwebte einsam auf dem Dzean, wie ein abgeschiedener Geist, der zu entfernten Bestimmungen hingerissen, schauernd die Welt vor sich verschweben sieht, wie einen Dunst — die Welt, welche zwar für ihn der Qualen manche trug, aber auch manches Kleinod.

Ich saß, in meinen Empfindungen verloren, auf dem Verdecke. Der Mond war aufgegangen, denn spät am Tage geschah unsere Abfahrt; weit umher herrschte Todesstille; überall nur Well' und Himmel, Dunkelheit und Glanz. Dies furchtbarliebliche Schauspiel fesselte mich durch seine Neuheit, und zerstreute meinen Gram.

Da trat Agathe zu mir, und fragte schüchtern: „Meine Augustine; stör' ich dich? Du bist betrübt. Verfolgt dich schon zu früh die Neue? Verlässest du dein Europa ungern?“

Ich zog das gute Mädchen an mich, und antwortete: „Nein, gern. Denn Niemand liebt mich dort, und Niemand schirmte mich dort. Und was mich liebt und schirmt, begleitet mich zur neuen

Welt. Nur um meine Kinder klag' ich, und meine Julie. Die sind mir verloren. Und hätt' ich sie nicht verlassen, so wären sie mir dennoch verloren. Nun denn, gute Nacht, Vergangenheit! Sei mir willkommen, fremde Zukunft! Ich gehe dir entgegen mit einer reinen Seele. Wer nichts zu fürchten hat, hat nur zu hoffen."

Agathe drückte ihr Gesicht an meine Brust und schluchzte heftiger. „Du weinst?“ fragte ich sie: „Sehnst du dich heim?“

Nach einer langen Stille lispelte sie nur den Namen Janinsky.

Meine Augen wurden von Thränen verdunkelt. Ich küßte des Mädchens heiße Stirn und antwortete nicht. Was hätt' ich erwidern können auf solch ein vielsagendes Wort. — Agathe liebte Janinsky war der Gott ihrer ersten Leidenschaft. Treu und ergeben hatte sie mir ihre schönsten Empfindungen zum Opfer gebracht, und es erst damals gestanden, als hoffnungslos sie an der Möglichkeit ihres Glücks verzweifelte.

Ja, es ist das höchste Opfer, sein eigenes Herz freudig brechen zu lassen, indem man seine Liebe tödtet. Unterm Himmel beseligt nichts so, als dies Gefühl, welches mit dem Gefühl der Unsterblichkeit so ganz eins ist. Wer seine Liebe opfert, der opfert seine Unsterblichkeit mit dahin. Ohne Liebe ist die Ewigkeit leer und werthlos.

15.

Und wir schwammen nun auf dem hellen, immer bewegten Ozean von Inseln zu Inseln. Wir gewöhnten uns an das unbequeme Leben der Seefahrer; an das betäubende Hin- und Herwiegen des Schiffes; an das rege, wunderbare Ginerlei des Weltmeers.

Das Bild des stillen rastlosen Lebens und der Ewigkeit gibt uns keine Landschaft mit ihren Blumenfeldern, kein Gebirg mit seinen unermesslichen Ausichten in so vollem Maße, als das Meer.

Hier ist Alles Bewegung, und unermülich. Unter uns gaukeln die Wellen; um uns flattern die bunten Wimpel des Schiffes; über unserm Haupte schwärmen die Gewölke. Die ungeheure Natur ist bald in leiser, bald in furchtbarer Gährung, und der Mensch, welcher die unbändigen Elemente beherrscht, erscheint nirgends in so gewaltiger Hoheit, wie hier.

Wir sahen die kanarischen Inseln — wir wohnten einige Tage auf Teneriffa, am Fuße des Pit. Schon umgab uns hier eine neue Welt, eine neue Pflanzenschaft, und Menschen von andern Farben. Wir wähten uns schon weit geschieden von Europa. Agathe klagte leiser um Janinsky, und lächelte wieder wie sonst. Ich hatte Rußland fast vergessen, und Deutschland; die Erinnerung ward schwächer an Alles, was mich einst freute und folterte — ich sah auf die Vergangenheit zurück, wie auf einen langen düstern Traum, oder wie der Geist eines Verstorbenen auf die Geschichte seiner irdischen Wallfahrt.

Ich hätt' es nicht geglaubt, daß ich hier noch durch einen Dritten so unerwartet, so überraschend an meine schönsten Lebensstunden, an dich, o meine Julie, an meine ferne, reizende Heimath gemahnt werden würde!

Der Schiffskapitän beschloß plötzlich, mit guten Winden wieder Teneriffa zu verlassen. Eilfertig verließen wir das Land. Wir waren ins Boot gestiegen, und warteten noch auf die Rückkehr des wackern Paul. Er kam odemlos, stieg zu uns ein, und die Matrosen stießen vom Lande.

Julie, und in eben diesem Augenblicke — ich saß mit gegen das Land gewandtem Antlitz — erschien am Ufer ein junger Mann — ganz d'Aubants Gestalt. Ich erschraf — nein, ich kann es nicht Schreck nennen — eine unbegreifliche Mischung von Beslürzung und Freude und Wehmuth war es, die mein Gemüth verwirrte. Ich haschte Agathens Hand — „d'Aubant ist's! gewiß d'Aubant!“

rief ich. Es schien, als hab' er mich gesehen, mich erkannt — aber sein Betragen war mir doch unerklärlich. Er lief am Ufer ängstlich umher; er streckte die Arme über das Meer aus nach uns; — ich hätte wünschen mögen, daß ein Unfall unser Boot getroffen und es zur Rückkehr gezwungen hätte. Wir erreichten das Schiff. Die Anker wurden bei unserer Ankunft gelichtet. Rasch flogen wir in die weite Wüste des Ozeans hinaus; ich stand auf dem Verdeck; ich starrte nach den blühenden Ufern Teneriffa's zurück. Und als die Gestade bläulich verdämmerten, starrt' ich noch immer dahin; und mir war es, als seh' ich noch immer d'Aubants Gestalt, wie sie die Arme ausstreckte, und eine Stimme sagte mir immer, gegen mich! — Und als wir gegen Abend nichts mehr sahen, als den hohen, einsamen Pik, gleich einer Pyramide aus den Tiefen der Gewässer ragend, war mir's, als stehe diese Gebirgssäule am Horizont nur da, um noch die Gegend zu bezeichnen, wo d'Aubant traure.

Paul kannte d'Aubant noch aus Petersburg. Paul erzählte mir, daß d'Aubant es in der That gewesen, der am Ufer erschienen sei; daß er mit ihm einige Worte gesprochen; daß d'Aubant nach Amerika reise, um sich in Louisiana niederzulassen.

In Louisiana! — Also auch er ein Unglücklicher?

Fast sollt' ich erröthen über die Theilnahme, welche dieser Mann in meinem Herzen erregt. Denn jeder der Augenblicke, in dem ich ihn gesehen, hat nun in meinem Gedächtnisse einen hohen Werth. Es ist aber nicht er, von dem ich mit wehmüthiger Ruhe, mit einem Gefühl wie Sehnsucht, so gern träumte; es ist die Zahl meiner Blüthenstunden, in denen er mir zum ersten Mal erschien, die ich betraure. Jetzt, von meiner ehemaligen Welt geschieden, ist mir jede Kleinigkeit von ihr so neu, so wichtig! — So gibt uns eine am Fenster blühende Pflanze in rauhen Wintertagen des Nordens höheres Vergnügen, als eine Flur voller

Blumen im Sommer. Ach, Julie, ich will d'Aubants gern gedenken. Es ist das einzige, wie mein Herz sich eines Dankes entbürdet, welchen es dem edeln Manne schuldig ist, der für meine Ehre sein Blut vergoß. Die Erinnerung an ihn ist Erinnerung an dich und an mein verlornes Himmelreich.

16.

Geschrieben in Port au Prince.

Dem guten Herbert wollte die Seelust übel. Er war uns erkrankt. Wir trauerten um ihn, wie um einen Vater. Mit Freudenthränen dankt' ich Gott, als wir nach der langen, ewigen Fahrt endlich wieder festes Land erblickten. Es war St. Domingo, die reichste von allen Inseln Westindiens, rings von Felsen und gefährvollen Klippen umgürtet. Unser Schiff landete. Ich verließ mit den Wenigen, welche mir in die fremde Welt folgten, das Schiff, und wir kehrten nicht wieder zurück. Denn Vater Herbert liegt hier schon seit zwölf Wochen krank.

Weh' mir, wenn ich ihn verliere! Er ist mein zweiter Vater, mein Lehrer, mein Schutzgeist, mein Führer. Ich würde allein stehen in der Einöde der weiten Welt. Agathe ist ein holdes Kind, und bedarf selbst des Rathes und Schirmes.

O Alexis! Alexis! Dahin treibst du mich, mein Gemahl! Fern von meinen Kindern, fern von meiner Heimath irr' ich, die Tochter Wolfenbüttels, unter fernen Zonen. Meinem Tode konntest du keine Thränen weinen — was würde dein Herz fühlen, wenn du die Verlassene hier erblicktest?

Wir bewohnen ein artiges Landhaus am Meere, nicht weit von der Stadt; es gehört einem begüterten Kolonisten. — Er ist ein alter, biederer Mann, immer an fröhlichen Einfällen reich. Seine an einen jungen Pflanzner vermählte Tochter besorgt die häus-

lichen Angelegenheiten. Sie ist Mutter zweier liebenswürdigen Knaben, die dem alten Großvater viele Lust machen. Wir sind in dieser Familie bald einheimisch geworden. Wir lieben uns, wie wenn wir uns schon seit vielen Jahren kannten. Besonders hängen die beiden schönen Buben an mir. Auch ich bin Mutter; ach, und die Küsse, welche ich an ihnen verschwende, gelten den fernem geliebten Engeln, von denen ich nie den süßen Mutternamen hören darf. — O Julie, was ist bitterer, als die Wehmuth einer unglücklichen Mutter?

Man wendet alle Kunst an, uns Pilger in St. Domingo zu fesseln. Täglich ermahnt man uns, daß wir uns hier niederlassen sollen. Der alte Deroy, so heißt unser freundlicher Wirth, will uns in seiner Nachbarschaft eine schöne Pflanzung verkaufen.

Nein, wir sind noch zu nahe an Europa; allwöchentlich erscheinen hier Schiffe von jenem mir so furchtbar gewordenen Welttheil. Die Neugier der Reisenden durchspürt die ganze Insel. Wie leicht könnt' ich entdeckt und verrathen werden!

Ich will nach Louisiana. Dahin zieht mich meine Sehnsucht. Dort werd' ich im Schatten tausendjähriger Haine verborgen und vergessen leben; dort werd' ich mir ganz gehören. Und vielleicht — o Julie! süß ist mein Wahn — ich bin in jenen Wildnissen dann so einsam nicht, mir ist's, wie eine Weissagung, so mir geschehen.

Was hab' ich Arme, womit ich meinem dürstigen Leben Reiz gebe, als Träumereien? Ich will an den bunten Hoffnungen hangen mit kindlicher Begier, und würden sie auch nie erfüllt.

Sobald Vater Herbert genesen ist, suchen wir Louisiana's Haine auf.

17.

O wunderbare Allmacht der Liebe! — Was kein Mensch glauben, keiner träumen kann, ist geschehen. Julie, ich taumle vor

Freuden. Der Geliebte Agathens, der gastfreundliche Pole Janinsky, ist in St. Domingo. Er hat mit unbegreiflichem Glück unsere Spur durch ganz Europa und über das Weltmeer hin verfolgt, nachdem er sein Hab und Gut in Geld verwandelt hatte. Es ist etwas romanhaft. Aber sei es doch, wenn sich der Mann nur glücklich fühlt in seiner Schwärmerei. Fast vermuth' ich, daß Agathe mit ihm mehr im Einverständniß gewesen, als sie mir wissen ließ, daß sie vielleicht ihm selbst, ihrem Theseus, den leitenden Faden durchs Labyrinth gab, wie eine andere Ariadne.

Genug, er ist da. Aus der Stadt kam ein Bote an den Herrn Walter. Herbert trägt diesen Namen in St. Domingo. Der Mensch brachte ihm einen Brief. Herbert war noch zu schwach, ihn selbst zu lesen. Agathe und ich standen vor seinem Bette. Ich öffnete den Brief und las ihn vor. Ehe ich vollendet hatte, sank Agathe fast bewußtlos nieder. Janinsky kündigte sich selbst in diesem Schreiben an.

Sobald das gute Mädchen genesen war, hielten wir Rathszusammen. Agathe aber sprach nichts. Sie setzte sich, den Brief in der Hand, ans Fenster; stumm und in tiefer Gemüthsbewegung saß sie da. Sie starrte nur den Brief an, las ihn aber nicht. Ich fürchtete für ihre Gesundheit. Ich wollte sie beruhigen; sie hörte mich aber nicht; sie sah nur das todte Blatt an, und fließ von Zeit zu Zeit einen Seufzer aus.

Ich schrieb in Herberts Namen die Antwort an den kühnen Abenteurer, und bat ihn, seinen Besuch noch um einige Tage zu verschieben, weil Agathe allzubewegt sei. Noch hatt' ich nicht vollendet, als sich die Thür öffnete. Janinsky trat selbst herein. Ich erschrak. Agathe sprang mit einem Schrei vom Sessel auf, ward todtenbleich, wankte ihm, mit halbgeschlossenen Augen, wie eine Sterbende entgegen, die die letzte Ruhe sucht, und fiel ohne Bewußtsein in seinen Armen nieder.

Mit Mühe brachten wir sie ins Leben zurück. Erst am folgenden Tage konnte sie ihren Freund mit Ruhe sehen und sprechen.

Der kranke Herbert wollte dem Janinsky Vorwürfe machen. „Nein,“ rief Janinsky, „es ist an mir, Ihnen Vorwürfe zu geben. Warum erschienen Sie mit Ihrer lebenswürdigen Tochter in meiner Einöde, und raubten mir auf immerdar Freude und Ruhe? — Ich hatte sie gesehen, ich liebte sie, und die Ueberzeugung, daß ich Agathen nicht unglücklich liebe, machte mich noch elender. Es ist mir, aller Ihrer Vorstellungen und Verheimlichungen ungeachtet, gelungen, Sie auszuforschen. Ich bin nun da. Wollen Sie noch ferner hartherzig sein? Wollen Sie nicht mein Vater werden, wohlán, so verstoßen Sie mich. Aber ich werde Sie durch alle Welttheile verfolgen, wie Ihr Schatten, bis Sie von meiner Ergebenheit, von meiner Standhaftigkeit gerührt werden. Verschmähen Sie mich als Ihren Sohn — nun, so will ich Ihr Sklave werden. Sie werden sich nicht wieder von mir los.“

So ungefähr sprach der Mann, und wie er's sprach! Seine ganze Miene war Seele. Triumph, Entzücken, Wehmuth und Besorgniß sprachen in gleichen Augenblicken in seiner Stimme, in seinem Lächeln, und in der Thräne, die von seinem flammenden Auge fiel, wie ein Lichtfunken.

Herbert sah mich an, mit einem stillforschenden Blick, und reichte dem Janinsky freundlicher die Hand. „So viel Treue ist wohl des höchsten Lohnes werth!“ sagte ich. — Janinsky fiel mir zu Füßen, bedeckte meine Hand mit brennenden Küffen, und rief: „Verlassen Sie mich nicht! verstoßen Sie den unglücklichen Janinsky nicht!“

Und als Herbert sprach: „Wohlán, Janinsky, ich gebe Ihnen meine Tochter, wenn meine Tochter Ihnen Liebe geben kann!“ sprang Janinsky auf, und rebete wie ein Begeisterter, oder wie

einer, dessen Sinne verwirrt waren. Er weinte, er lachte, er erzählte von den Gefahren seiner Reise, er rief Agathens Namen, er bat um ihre Liebe, ungeachtet Agathe nicht mehr zugegen war, er überhäufte Herbert und mich mit Dank und Segen, schilderte einen Sturm, den er auf dem Meer ausgestanden, und faltete dann wieder die Hände gen Himmel, als wollt' er Gott Dank sagen für des erreichte Ziel.

Es war nicht mehr daran zu denken, den hochbeglückten Schwärmer nach der Stadt zurückzusenden. Wir behielten ihn im Hause.

Am folgenden Tage gab ihm Agathe die Worte der ewigen Liebe, und mit erröthenden Wangen den belohnenden Kuß für so viel unglaubliche Treue.

Wie sie beide nun hochbeseelt sind! — Ich finde in dem Glücke dieser Liebenden mein eigenes Glück blühen. — Janinsky will mit uns sich anbauen in der schönen Louisiana. Unaufhörlich träumen wir von dem Elysium, so unser harret.

18.

Langsam kehrte Vater Herberts Gesundheit endlich wieder zurück. Schon konnte er, nach sieben peinlichen Monaten, das Krankenlager wieder verlassen — wir beschloßen, sobald er vollkommen hergestellt sein würde, die Vermählung der beiden Liebenden zu feiern.

O meine Julie, nun nehm' ich die Feder, dir eine der fürchterlichsten meiner Lebensstunden zu beschreiben.

Auf Erden soll keine Freude reifen; unser Herz sich an keine Lust hängen. Die Hoffnung, welche wie ein neugebornes Kind zartlächelnd an unserm Herzen ruht, wird von dem tückischen Dolch der nächsten Stunde getödtet. Wir gehören nicht dieser Welt an. Sie selbst stoßt uns mit grausamem Ernst zurück, wenn wir sie

liebgewinnen möchten. Ueber den Sternen ist unsere Heimath, nicht unter denselben! sagt der gute Herbert, wenn er mich trösten will. Ach! und was können wir für unsere Schwäche? Warum tragen wir das fühlende Herz in der Brust?

Janinsky, Agatha, Frau Almas, die Tochter des alten Deroy, mit ihren beiden schönen Buben August und Karl, und ich, gingen am Nachmittag durch die fruchtbaren Felder. Mächtlicher Regen hatte die Luft erfrischt und ein kühler Ostwind blies über das Meer her. Wir streiften durch die Zucker- und Indigopflanzungen, sahen den Arbeiten der Sklaven zu, und kehrten nachbarlich in manche Hütte ein.

Von langem Wandern ermüdet, ruhten wir auf weichen Rasen aus unter Cacaobäumen und den ulmenblättrigen Guazumen. Die Sonne war schon hinter den Hügeln niedergesunken, ihre letzten Strahlen flimmerten röthlich an den Gebüsch und Felsen. Ein gewürzhafter Duft von tausend unbekannten Kräutern strömte uns im Zuge des Ostwinds an.

Da sagte Janinsky: „Warum ist diese Herrlichkeit so vergänglich? Warum gewährt uns der Himmel nicht schon ewiges Leben? Wir sind berufen, das wundervolle Schauspiel zu sehen, und ehe wir's noch ganz genießen können, ist der Vorhang schon wieder gefallen.“

„Das Leben hienieden ist nur der Prolog des ewigen Schauspiels!“ erwiderte ich ihm: „Er kündigt nur an, und reizt unsere Erwartung auf das Folgende. Ist der Prolog so reizend, wie sollen wir nicht mit Begier wünschen, daß der Vorhang falle, damit das Schauspiel selbst beginne?“

Janinsky drückte Agathens Hand an seine hochschlagende Brust; und sie lächelte zärtlich auf den theuern Liebling hin. „Sollen wir wünschen, daß der Vorhang falle?“ fragte sie ihn.

„Ich habe genug empfangen, Agathe!“ rief er: „Denn Agathe

liebt mich. Und mein höchstes Ziel ist errungen; glücklicher kann die Welt mich nicht mehr machen. Früher oder später, immer aber einmal müssen wir hienieden enden; gepriesen sei der Mensch, welcher mitten unter seinen Freunden entschlummert! Und ist dies Leben nur der Prolog, o meine Agathe, was werden wir uns im Ewigen sein!"

Unter solchen Gesprächen verslogen die Minuten und Stunden. Der aufgegangene Mond und die wachsende Dunkelheit mahnte uns an den Heimweg.

Wir wählten den kürzesten Pfad, der längs dem Meerestade führte, die Knaben sprangen munter davon.

Ein plötzlicher Sturmwind erhob sich, noch ehe wir die Wohnung erreichen konnten. Gesträuche und Bäume brauseten wild; der Staub wirbelte in großen Wolken von der Erde himmelan; die Wellen schlugen mit dumpfem Geräusch an die Klippen. — Der Aufruhr der Natur ward von einer Sekunde zur andern entschlicher. Wir verdoppelten unsere Schritte; wir waren von der Wohnung sehr entfernt.

„Meine Kinder! meine Kinder!“ seufzte Frau Almas ängstlich.

„Sie sind gewiß schon daheim!“ sagte Janinsky: „Denn sie haben uns schon längst verlassen.“

„Und sie kennen den Weg!“ setzte die junge Mutter hinzu, um sich selbst zu beruhigen.

Die Gewalt des Sturmes warf uns schier nieder. Mondenschein, Finsterniß und Staubwolken blendeten uns, daß wir kaum sahen, wohin wir traten. Das Meer brüllte ungestümer, und von den wankenden Bäumen stürzten zerrissene Zweige.

Es war mir, als zittere das Erdreich, als wolle der gewaltige Orkan die Felsenwurzeln St. Domingo's vom Grund des Ozeans losreißen und das Eiland zermalmen.

„Noch eine Viertelstunde!“ sagte die junge Almas, welche

uns den Weg zeigte. Mutterzärtlichkeit machte sie behend und muthig. Sie flog immer weit vor uns hin durch Nacht und Sturm: kaum konnten wir sie ereilen. Wenn wir ihr nahe waren, hörten wir sie nur die Worte lispeln: Meine Kinder! meine Kinder!

Plötzlich stand sie still, rang die Hände und rief: „O mein Gott, diesen Weg so hart am Meere dürfen wir nicht gehen. Bei der Fluth und bei solchem Sturm stürzen oft große Wellen über den schmalen Fußpfad. Zurück.“ — Noch ehe wir einen Entschluß fassen konnten, rief sie wieder: „Doch ich will erst dahin zur gefährvollen Stelle, um zu wissen, ob meine Kinder hinüber sind.“

Sie ging; wir folgten ihr. Als wir zwischen den Felsen hervortraten, deren Wände uns kurze Zeit gegen die Windstöße geschirmt hatten, öffnete sich vor uns das kochende Meer, welches hoch empor ging, und von Zeit zu Zeit eine große Woge gegen die Klippenmauer jagte, an welcher sich der Fußpfad hinzog. Die Wellen eilten mit erschütternder Furchtbarkeit vom Meere gegen das Gestade, hundert neben hundert, wie ergrimnte Streiter, welche eine feste Burg erstürmen und wüthend über die Leichname ihrer gesunkenen Vorreihen hinrennen. Der bleiche Mond sah durch die fliehenden Wolken des Himmels, und zündete mit Grausen zum Kampf der empörten Elemente — Ich zitterte an Janinsky's Armen; Agathe bebte von Aengstigungen beklemmt. Janinsky aber tröstete uns liebevoll.

Als wir der Stelle nahe gekommen, gebot er uns, stille zu stehen. Kaum konnten wir in dem betäubenden Lärmen der Fluthen unsere Worte hören.

„Still!“ rief die bebende Almas: „Ist das nicht Wimmern eines Kindes?“

Uns allen ging ein kalter Schauer durchs Gebein. Wir horchten; wir vernahmen deutlich ein ängstliches Stöhnen; aber wir

sprachen zur bangen Mutter: „Nein, wir hören es nicht. Der Wind pfeift in den Klippen und Gebüsch.“

„Ich aber muß hinüber!“ rief die verzweifelte Mutter. Janinsky ergriff sie, und indem die letzte Woge abfloß, trug er sie eilends über den Pfad in Sicherheit. Dann kam er wieder, haschte den glücklichen Moment, und trug seine Agathe dahin. Er kam wieder und nahm auch mich.

Drüben im Hause saß der kleine Karl schon am Fenster und weinte; und seine Mutter lag vor ihm auf den Knien in Todesangst und rief: „Aber wo ist dein Bruder August?“ Der Knabe schluchzte und deutete mit der Hand auf die schäumenden Wellen hinaus.

„Allmächtiger Gott!“ schrie sie, und sprang auf und streckte die Arme gegen das Meer, als fordere sie dem tauben Djean den kostbaren Raub wieder ab. Indem trat der Mond abermals aus den Wolken. Da sahen wir deutlich, nicht weit vom Ufer, den armen August im Wasser. Er hielt sich mit seinen kleinen Armen festgeklammert an einem zerbrochenen Baumstamm, der in den Wellen hing. Von Zeit zu Zeit rauschte eine Woge über ihn hinweg.

Als seine Mutter ihn erblickte, flog sie mit ausgebreiteten Armen der daherströmenden Woge entgegen, und stürzte sich ins Meer, den holden Liebling ihrer Seele zu retten, uneingedenk ihrer schwachen Kraft. Heulend schlugen die Wellen über sie zusammen. Wir alle standen erstarrt. Ich taumelte ohnmächtig gegen die Felswand.

Nur der edle Janinsky behielt seine Geistesgegenwart. Er beobachtete die Fluth, bat uns, ruhig zu sein, und sprang, als er die Kleider der armen Almas über den Wellen erblickte, behend ins Wasser.

Agathe schlug schauernd ihre Arme um meinen Nacken. Alle Kraft verließ sie. Sie sank, einer Entseelten gleich, an mir nieder auf die feuchte Erde. Ich schrie bald den Namen der Almas,

hald den Namen Janinsky. Und als ich sah, wie Janinsky, mit den Wellen hadernnd, deren Gewalt bestiegend, die Kleider der Almas faßte, und seine Beute gegen das Ufer führte, schlug mein Herz wieder hoch und freudig.

Indem die lebende Alma von Janinsky ans Land gebracht und zu meinen Füßen niedergelegt ward, erschienen auch ihr Gatte und ihr Vater, welche sorgenvoll ausgegangen waren, uns zu suchen. Sie hatten mein Geschrei vernommen, ihre Schritte beschleunigt, und eilten nun, die halbtodte Frau und Agathen ins Leben zu bringen.

Janinsky aber säumte nicht in seiner erhabenen, schrecklichen Arbeit. Zum andernmal warf er sich wieder ins Meer. Noch schwebte winselnd der Knabe mit letzten Kräften am hangenden Zweige. Jede über ihn hinrollende Fluth drohte ihn wegzuspülen. — Sein Retter erschien, riß ihn herab vom Baum, kämpfte sich mit ihm gegen das Geslade zurück, und als er nahe genug war, schleuderte er ihn mit unglaublicher Macht aufs feste Land hinauf, wo ihn sein Vater empfing.

Aber die Wogen wälzten Janinsky vom Ufer zurück — noch einmal streckte er den Arm empor aus einer Welle — und wir sahen ihn nicht mehr.

O Julie, wir sahen ihn nicht wieder. Wir erhoben ein fürchterliches Geschrei. Sturm und Wellen heulten mit uns. Aber der Edle blieb verschwunden — unser Geschrei, unser Suchen blieb vergebens.

Man holte Sklaven herbei und Fackeln, Seile und Leitern. Einige Neger wagten ihr Leben im Meer, den Verlorenen zu finden. Der Greis Deroy versprach dem Sklaven die Freiheit zum Geschenk, der uns Janinsky bringen würde. Er bot den Preis umsonst.

Wir Weiber wurden in die Wohnung geführt, nebst den Kindern. Die Männer setzten ihre Nachforschungen fort. Ach! erst

am fünften Tage nachher fand man Janinsky's Leichnam an einer, von dieser Stelle, wo wir ihn zuletzt sahen, weit entfernten Klippe.

So ward der Tod in den Wellen der Lohn seiner heroischen Jugend. So hatte der edle Mann nun Heimath und Alles verlassen, hatte voll treuer Liebe Länder und Meere durchzirt, hatte die Geliebte wiedergefunden vom günstigen Gestirn geleitet, um vor ihren Augen sein Leben zu schließen.

19.

Fünf traurige Monden sind verflossen seit Janinsky's Tode. In wenigen Tagen sollen wir zu Schiffe gehen, nach Neu-Orleans. Herbert, wiewohl nicht ganz hergestellt, ist doch stark genug, die Mühseligkeiten einer neuen Seereise zu wagen. Das ungesunde Klima St. Domingo's würde ihn tödten, wenn wir länger zögerten.

Und meine Agathe, die unglückliche Braut, hat ihren Kampf gekämpft und abgeseigt. Sie mehr als ich, sehnt sich in die Einsamkeit von Louisiana hin, um dort ihren Janinsky mit eben der unüberwindlichen Liebe zu betrauern, mit welcher er sie einst liebte. Sie ist ein schönes Bild der Wehmuth, und mir liebenswürdiger, denn jemals.

Gute Nacht denn, Weltgetümmel, aus welchem wir Alle scheiden mit verwundetem Herzen! — Empfanget mich, ihr stillen Wildnisse der Fremde, und gebet mir die längst entbehrte Ruhe. Dort hört der furchtbare Wechsel der Schicksale auf. Unsere Tage verfließen dort in milder Einförmigkeit, wie sanftes Träumen, in klösterlicher Stille, bis sie unsern Staub in den friedlichen Schoos der Erde senken.

Wenn die dunkelrothen Gluthen des Morgens durch den Wald brechen und der Gesang der Vögel erwacht, will ich betend meine

ersten Stunden dem Vater des Weltalls weihen, dann in häuslichen Geschäften Mittel suchen, das Leben derer zu verschönern, welche mir in die Einöde folgten mit Selbstverläugnung. Ich werde sie alle froh sehen; und was kann meinem Frieden mangeln, wenn sie lächeln? Ich will die Wunder der Natur studiren; Bildung, Eigenschaften und Kräfte der reizenden Pflanzenwelt untersuchen, von der hohen Zeder bis zum Moose, von der Palme bis zum Grashalm. So werd' ich Gott sehen, so werd' ich ihm vertrauter werden. Bald will ich ein ödes Feld urbar machen, bald einsame Spaziergänge schmücken, um meine Geliebten zu überraschen; bald die Arbeiten und Tagwerke der Insekten belauschen; bald mich an der erhabenen Melodie des donnernden Stromfalles ergötzen.

Und wenn die Nacht mit ihrer begeisternden Herrlichkeit die Fluren Louisiana's beschleicht, wenn das Firmament seine tausend Sonnen enthüllt, und ein ernster Geist durch die verstummte Welt zieht: dann will ich der Ewigkeit meine Betrachtungen, meine Hoffnungen weihen. Sie wird mir nicht mehr fremd sein. Mein Auge wird im Tode einst unter einer Freudenthräne brechen.

Seid mir gegrüßt, ihr heiligen Bildnisse, die noch der Ehrgeiz, die Wollust und der Golddurst keines Europäers entweihte! Nehmt mich auf in eure kühlen Schatten; ich gehöre nicht mehr dem Getümmel der Welt und ihrer Leidenschaft; ich werde fortan leben in meinem harmlosen Selbst.

D r i t t e s B u c h .

1.

Der Chevalier d'Aubant an seinen Freund
Bellisle.

Christinenthal, 24. April 1718.

Sie werden glauben, geliebter Bellisle, ich sei vom Ozean längst verschlungen, oder von den Indianern seit Jahr und Tag schon erschlagen und verzehret, daß ich Ihnen so lange nicht schrieb. Denn ich sehe aus meinem Tagebuch, es sind volle fünfzehn Monate verstrichen, seit ich Ihnen meinen letzten Brief von Bilori aus zusandte. Aber wenn man eine neue Welt erobert und neue Staaten gründet — wenn in diesen neuen Staaten noch dazu alle Dilligencen, Posten und Kuriere fehlen, so werden Sie mich wohl entschuldigen können. Rechnen Sie noch die kleine Eitelkeit, daß ich Ihnen nicht früher, als aus meinen eigenen Besizungen, schreiben wollte. Doch was sag' ich meinen? — Nein, so großmüthig Sie sich auch verheimlichen und verstellen, Ihnen allein bin ich dies Alles schuldig; Sie machten mich durch Ihr Darlehen zum glücklichsten Mann der Welt — und so schreib' ich Ihnen nicht aus meinen, sondern aus Ihren Staaten. Sterb' ich, so falle Ihnen Alles anheim, und wenn Sie wollen, noch früher.

Ungerechnet, daß ich Selbstbeherrscher und König von Christinenthal, Bundesgenosß eines mächtigen Nomadenstammes von eingebornen Indianern bin, hab' ich noch dazu die Ehre, Schutzherr einer europäischen, und Schutzherr einer indianischen Kolonie in meiner Nachbarschaft zu sein, deren Haupt sich König nennt. So könnt' ich denn auch wohl mit allem Rechte den kaiserlichen Titel annehmen, wenn man hier zu Lande nicht über die Albernheiten der europäischen Spießbürger längst hinweg wäre.

Ich habe Ihnen viel zu erzählen, unter anderm auch, wo denn eigentlich unterm Monde mein, oder vielmehr Ihr berühmtes Kaiserthum gelegen sei? Denn auf den Landkarten werden Sie es leider noch nicht finden, ungeachtet es, was die Größe anbetrifft, nie verschwiegen werden kann; aber dazu muß ich Ihnen meine ganze Robinsonade erzählen.

Als wir von Pensacola absegelten, längs den Küsten von Westflorida, erwarteten wir Ausgewanderten alle mit ungestümem Verlangen den prachtvollen Anblick des hochgelobten Louisiana. Wir träumten uns schon die malerischen Ufergegenden, mit ihren grünen Hügeln, reichen Fluren und ungeheuern Waldungen aufs schönste vor, und beschloßen so im Vorbeifahren die behaglichsten Landungsplätze, und was sonst sich zur Errichtung einer Pflanzstadt eignen würde, sorgfältig zu bemerken. Aber, ach! wir fanden uns abscheulich getäuscht. Von Pensacola hinweg dehnt sich eine lange, kahle, niedrige Küste von fünfzig bis sechzig Stunden hin; überall nur todter Sand, auf welchem hin und wieder eine verkrüppelte Meerkiefer und magere Gesträuche grünt.

Der Kapitän landete endlich in der allertraurigsten und unfruchtbarsten Gegend dieser Küste. Da lagen einige erbärmliche Hütten umher, worin etliche halbnackte, halbverhungerte Menschen wohnten, Ueberbleibsel einer frühern, hier angelegten Kolonie. Bei diesem Anblick entfiel uns Allen der Muth; wir sahen einer traurigen Zukunft entgegen; unsere stolzen Erwartungen schlichen demüthig neben der Wirklichkeit hin. Es fehlte wenig, daß nicht viele Ausgewanderte wieder mit einem Schiffe nach Europa zurückgekehrt wären, welches eben von Bilori absegeln wollte zum vaterländischen Welttheil.

Der Kapitän unsers Schiffes sprach uns indessen Allen Trost zu. „Wartet doch,“ rief er, „bis ihr Neu-Orleans gesehen habt! In dem gräßlichen Bilori ist doch unsers Bleibens nicht.“ — Was

war zu thun? Wir folgten. Ich gab dem zurückkehrenden Schiff meinen letzten Brief an Sie nach Europa mit.

Endlich erreichten wir die Mündung des ungeheuern Mississippistroms, von welchem jetzt alle Zungen Europas sprechen. Er bietet viele Einfahrten dar; aber die meisten haben nur wenig Wasser, vielen fehlt es zu gewissen Jahreszeiten ganz daran. Das Ufer ist überall flach und niedrig, und scheint weit umher, so wie der größte Theil der Küste, erst durch das Meer und den Strom gebildet worden zu sein. Man findet dort beinahe keinen Stein, sondern Alles ist Schlamm, Sand, Schilf und versaultes Holz, wie es der Mississippi von seinen entfernten, noch nie gesehenen Quellen, bis hieher, in einer unermesslichen Strecke aufnahm und gegen den Ozean auspülte. Dieser sumpfige Boden rings umher trägt nichts, als eine außerordentliche Menge Schilfrohr, welches sich von Jahr zu Jahr zu vermehren scheint, und undurchdringlich wird. Hierin verwickeln sich die vom Mississippi weggestuhten Baumstämme, welche er, oder die Faust des Sturmes in unbekannten Gegenden abbrach; Schlamm- und Sand setzten sich in die Zwischenräume, und so erweitern sich die seichten Ufer unaufhörlich, oder es formen sich in dem Ausfluß des Mississippi große Inseln voll Schilf und Binsen, welche der Aufenthalt von allerlei Ungeziefer werden, und in heißen Jahreszeiten die Luft weit umher mit ihren abscheulichen Ausdünstungen verpesten.

Dies gab uns auch von dem Paradiese, Neu-Orleans genannt, keine reizende Vorstellung. Wir aber waren noch nicht da! — Wir segelten in den Mississippi ein; zehn bis zwölf Stunden weit sahen wir aber immer nicht mehr, als das flache, unwirthbare, schlammige Ufer, mit Binsen, Rohr und einigen Stauden besetzt. Oft hatten wir Mühe, uns Bahn durch die ungeheure Masse von in einander verwickelten Baumstämmen zu brechen, welche den breiten

Fluß ganz überdeckten. Um schneller fortzukommen, wurden die Boote ausgefetzt.

Aber auch mit den Booten, die zum Segeln und Rudern eingerichtet waren, ging's unerträglich langsam. Immer hatten wir mit dem schwimmenden Treib- und Flößholz zu ringen, und die eingetretene Windstille bei einer sehr heißen Witterung leistete uns ebenfalls schlechte Dienste. Indessen verbesserten sich an beiden Seiten die Ufer, denn sonst hätte ich ganz Louisiana bald für ein Schilf- und Schlammmoor gehalten. Rechts und links erhoben sich dicke, finstere Waldungen, die uns ein heiliges Grausen einflößten. Kein Sonnenstrahl durchdringt sie. In meinem Leben hab' ich keine so hohen und starken Bäume in so ungeheurer Masse beisammen gesehen. Auch fehlte es nicht an allerlei wilden Früchten, an einer Menge unbekannter Vögel, an mancherlei Rothwildpret, welches wir von Zeit zu Zeit über die von Gebüsch umfangenen Wiesen irren sahen.

Nach zwei Tagen endlich, denn unsere Fahrt ging immer im Zickzack, gelangten wir durch eine Flußenge, die man die englische heißt, nach Neu-Orleans.

Als man uns sagte, wir seien nun an Ort und Stelle, rieben wir uns sehr verwundert die Augen; denn aller Mühe ungeachtet, konnte keiner von uns Neu-Orleans entdecken, oder was sonst einem so berühmten Ort ähnlich sah. Am östlichen Ufer des Flusses, wo er eine weite Krümmung bildet, in welcher alle Schiffe landen können, standen überall zerstreute Hütten, von Holz und Rohr aufgeführt. Hin und wieder zeigte sich auch wohl ein Gebäude, von Holz und gebranntem Thon errichtet, was etwas europäischere Phyzionomie hatte. Man erklärte mir den Mangel aller großen und massiven Häuser damit, daß der Boden nicht Festigkeit genug habe, schwerere Gebäude zu tragen. Das war nun die Hauptstadt von Louisiana.

Mein treuer Claude wollte das noch immer nicht glauben. Von einer Hauptstadt erwartete er wenigstens ein paar Duzend Kirchthürme schon in der Ferne entdecken zu müssen; antike Thore, Marktplätze und Paläste, und großes Leben und Getümmel in den Hauptstraßen. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Herr, für diese Hauptstadt gebe ich keinen Sou. Das Dorf, worin ich die Ehre hatte, geboren zu werden, wäre, wenn's hier stände, ein wahres Paris.“

Ich dachte es auch; allein was war zu machen? — wir wurden alle dem Gouverneur vorgestellt. Ich überreichte ihm meine Empfehlungsbriefe. Er war sehr höflich, und drang darauf, vorläufig in seiner Wohnung mich beherbergen zu lassen, bis ich mir nach Gefallen eine Gegend zu meiner Ansiedelung gewählt haben würde. Ausschlagen ließ sich das nicht wohl; denn an Wirthshäusern fehlte es in New-Orleans überall. Die übrigen Emigranten mußten sich, um Dach und Fach zu haben, Baracken bauen. Die armen Leute machten saure Gesichter. Es schien ihnen nicht besser, als meinem Premierminister, Claude, ergangen zu sein.

Der Gouverneur war sehr gefällig gegen mich. Er ist von einer angesehenen, aber in Vermögensumständen zurückgekommenen Familie in Frankreich. Er betrachtete seinen Aufenthalt hier wie ein Exil. Wahrscheinlich hatte er sich auch größere Hoffnungen gemacht, und von den ungeheuern Goldminen von St. Barbara, welche in Europa so berühmt sind, von denen aber hier zu Lande kein Mensch weiß, ansehnliche Schätze zu ziehen gemeint. Seine Gemahlin spricht mit Entzücken und Thränen unaufhörlich von Paris, und findet das Leben hier zwischen den wilden Einwohnern des Landes und glücksritternden Emigranten aller Nationen sehr langweilig. Ihre Tochter Abelaide, eine junge, naive Schönheit von sechszehn Frühlingen, scheint sich im fremden Welttheil am meisten zu gefallen. Sie baut ihren Garten, tanzt mit sich selbst,

wenn Niemand mit ihr tanzt, will einen alten Neger französische Opernarien singen lehren, und spielt die Guitarre allerliebste. Ich habe das holbe Kind nun aber, da ich Ihnen dies melde, seit einem Jahre nicht gesehen; sie schreibt mir indessen dann und wann einen artigen Brief, zankt und versöhnt sich mit mir, übt alle ihre kleinen guten und bösen Launen an mir aus, wie wenn ich ihre Puppe wäre. Und ich verdenk' es dem lieben Mädchen nicht, und bleibe ihm nichts schuldig.

Gleich die ersten Tage nach meiner Ankunft wendete ich daran, die Gegend zu untersuchen, um mich irgendwo anzunisten. Meine Reisegefährten, die mich als ihren Chef ansehen wollten, quälten mich vom Morgen bis zum Abend, daß ich für sie sorgen sollte. Sie waren alle muthlos, standen betrübt umher, und stocherten die Zähne.

Mir gefiel es überall nicht; ich begreife es auch nicht, wie man sich's einfallen lassen konnte, den Hauptort Louisiana's, diesen Mittelpunkt aller Verbindungen, welchen Frankreich mit seinen hiesigen Kolonien haben soll, in einer solchen Gegend zu gründen, dreißig Stunden vom Meere entfernt.

Neu-Orleans liegt auf einer großen Insel, die ungefähr fünfzig bis sechzig Stunden lang sein mag. Sie wird vom Mississippi, vom Meer, vom Landsee Pont Chartam und vom Manchac, einem Abfluß des Mississippi, gebildet. Der größte Theil dieser Insel aber ist durchaus unanpflanzbar, ist den Ueberschwemmungen des Mississippi ausgesetzt, und eines schlammigten feuchten Grundes. Man hatte den Bau des Zuckerrohrs versucht; allein die zuweilen eintretenden, wenn gleich geringen Fröste zur Regenzeit, besonders beim Nord- und Nordwestwind, verderben die Aernten. Auch mit Baumwollenstaudeu werden ziemlich glückliche Versuche gemacht; am besten gelingen die Pflanzungen des Indigo, und dieser kann allerdings einst ein ansehnlicher Artikel der Ausfuhr werden, so

wie der Tabak. Für Alles, was einen feuchten Boden fordert, ist das Land sehr ergiebig. Korn kommt wohl fort, besser gerathen Obstbäume, sie blühen in diesem Klima des Jahres zweimal; aber der geringste Theil der Früchte gewinnt Reife, weil sie meistens, von Insekten angestochen, vor der Zeit abfallen. Nur Pomeranzen, Feigen und Pflirsche wuchern in außerordentlicher Menge zerstreut, und sind gewöhnlich durch Sümpfe, stehende Gewässer und Gräben von einander geschieden.

Ich erhielt vom Gouverneur ohne Mühe die Erlaubniß, auf neue Entdeckungen auszugehen, und für mich und alle diejenigen, welche mit mir gekommen waren, eine neue Pflanzstadt anzulegen, wo es mir belieben würde.

An der Spitze von fünfundzwanzig bewaffneten Leuten, die alle auf mehrere Tage mit Lebensmittel versehen waren, setzte ich nach dem rechten Ufer des Mississippi über, und ging den großen Fluß hinauf. Das Land wurde immer schöner und trockener, je weiter wir zogen; die Ufer hörten auf niedrig zu sein; sie bestanden meistens aus Kalkfelsen. Von Zeit zu Zeit zwangen uns undurchdringliche Gebüsche, große Umwege zu machen; bald standen wir in weitläufigen Wäldungen, wo ungeheure Zedern mit Fruchtbäumen in schöner Wilde wechselten; bald wanderten wir über schöne üppige Auen und Wiesen, welche von der Hand der Natur gebildet worden waren. Während das gewerbreiche, überfüllte Europa die unfruchtbarsten Landstriche um große Summen feilbietet, liegen hier die reizendsten, ergiebigsten Fluren unbenuzt; blühende Fürstenthümer ohne Menschen und Eigenthümer, nur von einer wandernden Horde wilder Indianer durchstreift, welche sich von Jagd oder Fischerei ernähren. Es würde mir unerklärlich sein, warum Amerika in seinem Innern noch keine Völkerwanderung vom Norden zum prachtvollen Süden hatte, wenn mir nicht die Rohheit und Dummheit derjenigen Völkerschaften bekannt wäre, welche den rauhen

mitternächtlichen Theil dieses unermesslichen Welttheils bewohnen. Wir begegneten hin und wieder einzelnen Indianern. Sie hatten noch ihre natürliche Gutmüthigkeit. Wir beschenkten sie mit mancherlei Kleinigkeiten, und sie jagten uns Wild und Geflügel. Der Begleiter, welchen ich von Neu-Orleans mitgenommen hatte, konnte sich ihnen in ihrer sehr wortarmen Sprache ziemlich verständlich machen. Sie gehörten zu dem weitläufigen Stamme der Natchitoches.

Wir hatten uns vom Mississippi entfernt, und die Richtung gegen Nordost genommen, um die Ufer des rothen Stromes zu finden, der in den neumerikanischen Gebirgen entspringt, und seine Gewässer in den Mississippi stürzt. Wir erreichten unser Ziel ohne Hinderniß, und unsere Mühe wurde durch die Entdeckung einer der reizendsten Landschaften angenehm belohnt.

In einem großen Kranze von Hügeln und Bergen, die mit hohen Waldungen bedeckt waren, öffnete sich eine wunderschöne, fruchtbare Ebene, geräumig genug, zehn Dorfschaften tragen und ernähren zu können. Durch den rothen Strom war das Ganze in zwei fast gleiche Theile geschieden. Die Einsörmigkeit der Ebene unterbrachen viele umhergestreute Lustwäldchen, die der Fluren Fruchtbarkeit vermehrten, und in der Mitte der Landschaft eine schroff emporsteigende Felsenhöhe, welche zwischen dem rothen Strom und zwei Bächen, so sich in denselben ergießen, das Ansehen einer Insel empfängt.

Als wir uns durch die Gebüsche Bahn gebrochen hatten, bis zum Gipfel der Anhöhe, und wir nun das prachtvolle Land mit Entzücken übersahen, rief ich: „Hier laßt uns Hütten bauen! — Diese schöne Erde soll einst meinen Staub empfangen; ich heiße das Land Christinenthal. Diese Waldungen rings umher halten uns vor der Welt verborgen; diese fruchtbaren Gefilde werden dankbar unsern Fleiß belohnen; die Anhöhe, durch Kunst befestigt,

wird unsere Kolonie gegen die Streifzüge der Barbaren schirmen, und der rothe Strom gibt uns die beste Verbindung mit Neu-Orleans, wohin wir den Ueberfluß unserer Früchte senden.“

Alle jauchzten Beifall. Wir wählten mitten durch die Waldungen den kürzesten Rückweg zum Hauptort, um dort die nöthigen Anstalten zur neuen Niederlassung zu treffen. Da wir aber genöthigt waren, bald Brücken zu schlagen über Bäche und Waldströme, bald Wege zu hauen durch die Holzungen, welche seit der Schöpfung noch keines Sterblichen Fuß durchwandelt hatte, vergingen über zehn Tage, ehe wir Neu-Orleans wiedersehen.

Sobald wir angekommen waren, verbreitete sich die Nachricht von unsern Entdeckungen und Entschlüssen bald. Binnen fünf Tagen hatten sich bei mir siebenundneunzig Mann gemeldet, von denen vierunddreißig verheirathet waren, und, ihrer achtzehn, Kinder hatten.

Der Gouverneur, obwohl er uns gern näher gehabt hätte, konnte doch gegen unsern Vorfaß nichts einwenden. Ich erfuhr, daß eine andere Kolonie nicht weit von unserm Christinenthal, ebenfalls am Ufer des rothen Stromes, ungefähr dreißig Stunden von dessen Mündung, und zehn Stunden von dem spanischen Grenzort Abayes entfernt, im Entstehen sei. Wir hatten also europäische Nachbarn, und die Hoffnung, uns im Nothfalle gegenseitige Hilfe leisten zu können.

Zwar hatten wir uns schon in Europa mit denjenigen Unentbehrlichkeiten reichlich versehen, die zur Anlegung einer Pflanzstätte in so unbewohnten Gegenden erforderlich sind; aber doch fehlten uns noch tausend Dinge, besonders Pferde, Schafe, Rindvieh. Nur gegen große Geldsummen gelang es mir, davon eine ansehnliche Zahl zusammenzukaufen. Andere von meinen reichen Kolonisten reisten nach Abayes, um wohlfeilern Preises Vieh zu erhalten. Alles dies versäumte uns lange, so ungestüm auch unsere Begierde war, die neue Heimath bald zu gründen.

Endlich verließen wir Alle New-Orleans. Ich machte den Weg wieder zu Land, an der Spitze meiner Kolonie; zwanzig Mann aber von den Unsrigen schifften den Mississippi und den rothen Strom in drei neugebauten, mit Segeln versehenen Booten hinauf, um diese Flüsse und die Fahrt zu untersuchen.

Sie kamen in Christinenthal vier Tage später an, als wir, weil sie etlichemal genöthigt gewesen waren, ihre Boote, die ohnedem von plumper Bauart waren, den Strom aufwärts zu ziehen.

Unsere Geschäfte wurden getheilt. Die Ankömmlinge hatten mich von jeher zu ihrem Haupt erkoren; der Gouverneur hatte mich als solches bestätigt, mir obrigkeitliche Rechte ertheilt, und für den König von Frankreich, unsern Souverän, der anderthalbtausend Meilen von uns entfernt lebt, in Eid und Pflicht genommen. Zu allererst sorgten wir für unsere Sicherheit. Die Anhöhe ward unsere Festung; wir umgaben die darauf befindliche kleine Fläche mit Wällen und Pallisaden, und ebneten einen Weg hinauf für Roß und Mann. Dort nahm ich meine Wohnung, die anfangs eine bloße Hütte war. Es fehlte weder an Holz, noch Kalk und Sand. Während die Baumaterialien herbeigeschafft wurden, entwarf ich den Riß zur Anlegung der ganzen Kolonie, maß das Land, theilte die Felder ein, welche zu allererst mit Korn, Reis und Mais für unsere dringendsten Bedürfnisse angebaut werden mußten; Andere jagten und fischten indessen; die Weiber bestellten die Küche.

Alle Arbeiten gingen nach Wunsch von statten; Zufriedenheit und Eintracht herrschte in unserm kleinen Staate. Am Ende eines thatenvollen Jahres hatten wir nicht nur unsere Wohnungen, Ställe und Magazine aufgerichtet, sondern auch einträgliche Aernten von unsern Feldern gehabt. Freilich mußten wir uns bei der schwersten Arbeit immer sehr sparsam behelfen; aber das Vergnügen, welches

wir beim Aufblühen unsers Reichs empfanden, versüßte jedes Ungemach wieder.

Wir knüpften Verbindungen an mit den Spaniern in Abasco, mit der Kolonie Roland am rothen Strom. Auch die Eingebornen des Landes besuchten uns von Zeit zu Zeit und begafften mit Erstaunen und Neugier, was wir auf ihrem vaterländischen Boden trieben. Ein Oberhaupt der Natchitoches am sogenannten schwarzen Fluß besuchte mich selbst, von einigen Hundert seiner streitbaren Unterthanen begleitet. Ich beschenkte sie Alle, und schloß mit ihnen einen freundschaftlichen Bund.

Aber eben dieser Bund verwickelte uns vor drei Monaten in einen vierzehntägigen Krieg, der, außer einigen Verwundeten, unsere Kolonie auch zwei brave Männer kostete, die dabei das Leben verloren.

Ein wilder Völkerschwarm, von der Nation der Arkansas, warf sich verheerend gegen die Natchitoches am schwarzen Fluße. Die Letztern hatten sich ihrer Haut gewehrt, waren aber geschlagen worden, und verlangten Beistand. Gern oder ungern mußten wir uns ihrer annehmen, theils um uns selbst Ruhe gegen die allfälligen Anfechtungen der Sieger zu verschaffen, theils uns unter den Eingebornen Achtung und Furcht zu erwerben.

Die Kolonie, welche ich versammeln ließ, war mit mir übereinstimmend, daß man den Natchitoches helfen müsse. Wir zogen achtzig Mann stark über den rothen Strom in das Land derselben, die uns selbst zu Wegweisern dienten, und uns mit Lebensmitteln versorgten. Wir fanden ihr Heer auf einer Anhöhe. Ihr König schien sehr muthlos. Die Arkansas hatten den schwarzen Fluß überschritten, und alle Wohnungen unserer Bundesgenossen verbrannt; sie waren auch, wie man uns sagte, an Mannschaft viel stärker, als diese. — Den Anlaß zur Fehde hatte ein Todtschlag gegeben,

welchen ein Natchitoher an einem angesehenen Mann von der Nation der Afansas verübt hatte.

Ich wollte der Vermittler und Friedensstifter beider Nationen werden. Ich sandte einen von unserer Kolonie, begleitet von zwei vornehmen Natchitoches, an den König der Afansas, mit der Einladung, über den schwarzen Fluß zurückzukehren und mich als Schiedsrichter des Streites anzuerkennen. Ich gelobte, gerecht zu richten. Aber beschimpft und verwundet kamen unsere Friedensboten aus dem Lager der Afansas zurück. Ein Sieg mußte erst mein Ansehen unter diesen Söhnen der Wildniß gründen. Ich vertheilte unsere Kolonisten in vier Haufen, sprach ihnen Muth ein, und belehrte sie von der Nothwendigkeit, unserer eigenen Sicherheit willen uns für jede Zukunft unter diesen Nationen achtbar zu machen.

Die Afansas stürmten schon gegen die Anhöhe daher, ehe ich noch alle Anordnungen zum Angriff oder zur Vertheidigung getroffen hatte. Die Natchitoches schlugen sich, wie Verzweifelte, und eilten ihren Feinden mit gräßlichem Geschrei entgegen. Wir folgten ihnen langsam in verschiedenen Richtungen. Plötzlich donnerten unsere Flinten gegen die Afansas aus allen Gebüsch. Der Wilden beide Heere endeten erschrocken ihren Kampf; der König der Natchitoches zeigte mir den mit hohen Federn geschmückten König der Afansas, umgeben von seinen Tapfersten. Ich gab den bei mir befindlichen Schützen Befehl, vorzurücken, und den König nebst seinen Begleitern wegzuschießen. Es geschah. Ein fürchterliches Schrecken bemächtigte sich der betäubten Afansas. Sie entflohen heulend. Den Natchitoches blieb nichts übrig, als den Feind zu verfolgen, und Todte und Gefangene zu machen. Fliehende und Verfolgende schwammen in mörderischem Getümmel durch die Wellen des schwarzen Flusses. Wir Europäer, minder gewandt und geübt, als diese Natursohne, brachten einen ganzen

Tag zu, aus aneinandergeflochtenen Flößen eine Brücke über den Fluß zu schlagen.

Vereint mit den siegtrunkenen Natchitoches, gelangten wir nach drei langen Tagreisen zu den Kabanen der Arkansas. Ihr Eigenthum zu vertheidigen, hatten sich diese hier zum letzten Male gestellt. Sie fochten mit Raserei; aber unser Flintenfeuer war ihnen allzuschrecklich. Die Natchitoches siegten, verbrannten die Hütten ihrer Feinde, mekelten Weiber, Kinder und Gefangene nieder, mit unmenschlicher Grausamkeit. Die Arkansas baten um Frieden. Ich gewährte ihn gern. Die Nation der Natchitoches huldigte mir als ihrem Beschirmer und Oberherrn. Sie machte einen förmlichen Vertrag mit der Kolonie, daß sie uns jährlich für den ihr zu leistenden Schutz eine beträchtliche Anzahl von Thierfellen geben wolle.

Wir kehrten zu den Unsrigen heim in das lachende Christinenthal. Wir hatten, außer jenem Vertrage, den Vortheil, von den Natchitoches über zweihundert Sklaven zu erhalten, die uns wesentliche Dienste bei den Pflanzungen leisten konnten.

Seitdem ist Friedensstille in die Louisiana'schen Wälder zurückgekehrt. Der gedemüthigte Stamm der Arkansas hat sich über dreihundert Stunden weiter hinauf in die Wilde gezogen, den Quellen des Arkansas-Stromes entgegen. Unsere Ländereien sind ringsum von freundschaftlichen Kolonien und friedlichen Nomaden begrenzt. — Nie lebt' ich sorgenloser, nie angenehmer, als in dieser Einsamkeit, wo Alles mein Werk ist, wo Jeder mich ehrt und liebt.

Auf der Höhe ist meine Wohnung gebaut, und von Neu-Orleans aus mit allen Bequemlichkeiten versehen. Fünf majestätische Zypressen umschatten mein Haus, welches rings von einem Blumengarten umgeben ist, worin die Flora der ganzen Gegend blüht und Balsamdüfte gegen meine Fenster haucht. — Bald be-

fuch' ich die Wälder, um dort zu jagen; bald meine Pflanzungen am rothen Strom, wo ich ein artiges Haus in der Mitte meines Eigenthums besitze, und in welchem mein Lehenmann mit seiner Familie und einigen Sklaven wohnt, die mich wie einen Vater lieben. Mein Claude, der die Tochter eines armen Kolonisten geheirathet hat, besorgt mit seiner jungen Frau meine kleine Wirthschaft.

Ich sehne mich nicht heim nach eurer Welt; mit eigener Kunst hab' ich mein Glück bereitet. Des Lebens stille Freuden wohnen unter meinem Dach; aber die folternde Sorge, das hagere Gespenst der Leidenschaft, hab' ich jenseits des Meeres gelassen. Das köstlichste von allen Gütern, welches ich mit mir aus Europa nahm, ist meine kleine Bibliothek. Es sind die sämtlichen Klassiker der Griechen, Römer, Italiener, Engländer und Franzosen, und die Hauptwerke aus allen Wissenschaften.

Der Gouverneur mit seiner Gemahlin und Tochter haben mir schon längst ihren Besuch verheißen. Auch dieser kleine Wechsel freut mich. Ich werde dann viel Neues aus Europa vernehmen.

2.

D'Aubant an Bellisle.

Christinenthal, im Juli 1718.

O Bellisle, Bellisle, beklagen oder bewundern Sie mein Schicksal. Ich bin der Glückseligste und der Glendeste von allen Sterblichen. Ja, Bellisle, meine stolze Ruhe ist dahin; meine philosophische Fassung hab' ich verloren auf immer. — Ich liebe ein weibliches Wesen, vor welchem alle Welttheile die Knie beugen — welches Königin ist überall, wo es erscheint, und durch seine Gegenwart nun diese romantische Einsamkeit zum Zauber- garten macht.

Schon oft hatten meine Nachbarn, wenn sie sich Abends zu mir versammelten unter meiner Laube, mit gutmüthigem Scherz mich wegen meines ehelosen Lebens geneckt; schon oft hatte Claude mir nach seiner Art sein Glück geschildert, welches er als Gatte genoß, und hatte dabei geflissentlich mir immer von der schönen Tochter des Gouverneurs, von meiner kleinen Freundin Adelaide geplaudert. Wohl gedacht' ich dann und wann Adelaïdens. Aber, ach, lieben konnt' ich sie nicht, so lange noch mein treues Gedächtniß das Bildniß jener Unnennbaren bewahrt, deren Gestalt mir so fabelhaft wieder begegnete, deren Namen meine Pflanzung schmückt.

Die Kolonie Roland ist zwei Tagereisen von hier. Lange hatt' ich schon beschlossen, sie zu besuchen, und das Band der Freundschaft mit den Nachbarn enger zu schließen.

Vor ungefähr fünf Wochen macht' ich mich, begleitet von meinem treuen Claude, zwei Kolonisten und einigen Negern, auf den Weg dahin. Wir wählten, der Kürze des Weges und der Bequemlichkeit willen, die Fahrt zu Wasser.

Erst am Morgen des dritten Tags erreichten wir die Kolonie, welche ungleich größer, reicher und älter, als die unsere ist, wiewohl der Boden und die Lage dieser Ländereien den unseren an Güte nicht gleichkommen.

Als wir die Boote wohl in Schirm gebracht hatten, und ans Land stiegen, strömten neugierig Männer, Weiber und Kinder vom Feld und aus den Häusern herbei, uns zu begaffen. Wir machten uns bald mit Allen vertraut, sagten, wer wir seien, und von wannen und warum wir erschienen. Mit gutherziger Freude drängten sich die Hausväter um uns her; jeder wollte uns gastfreundlich in seiner Hütte beherbergen. Wir waren die gerühmten Zeugen des schönsten, freundschaftlichsten Haders der lieben Leute, welche endlich nach langem Für und Wider einig wurden, uns Fremdlinge unter sich zu theilen.

Wohin wir kamen, streckte uns Alles die Hand entgegen, und rief: „Seid uns willkommen! Wir bitten euch, tretet ein in unser Haus und laffet euch von uns beherbergen!“ Und die Weiber eilten hinein und brachten uns Erfrischungen aller Art.

Wir wurden alle getrennt. Ein ehrwürdiger Greis, begleitet von seinen Kindern und Enkeln, hatte mich erhalten. Sein Haus stand im Schatten hoher Palmen. Dort wurden Sitze bereitet, Wein und Früchte aufgetragen. Die ganze Familie lagerte sich um mich her. Mir war es, als lebt' ich wieder in den Unschuldszeiten der morgenländischen Urwelt.

Wir sprachen von unsern Pflanzungen, von unsern Heerden. Oben die ansehnliche Bevölkerung dieser Gegend hatte den Preis der Grundstücke und der Sklaven sehr gesteigert. Freilich fehlte es nicht an großen, unfruchtbaren Haiden und Waldstrichen; aber theils ihre Entlegenheit, theils der ungeheure Kostenaufwand zur Urbarmachung derselben verhinderte diese.

„So werd' ich mich bei euch nicht ankaufen und ansiedeln können!“ sprach ich.

Da trat eine Enkelin des Greises, Lucia hieß sie, lächelnd zu mir, und antwortete: „Für dich, lieber Fremdling, wird unser Land noch Raum haben. Ich bitte dich, bleibe bei uns!“ Und der Blick, welchen ihre schönen glanzvollen Augen auf mich senkten, bat noch inniger, als ihre süße Stimme. Ihre Gestalt, so schlank und grazienhaft, die angeborne, kunstlose Anmuth ihrer Bewegungen, die Zartheit und Schönheit ihrer Gesichtszüge bezauberten mich fast.

„Du könntest mich an diesen Boden fesseln, schönes Kind,“ sagt' ich, „wenn meine Heimath nicht schon gewählt wäre.“ — Und ich erzählte von der Fruchtbarkeit und Einrichtung der Kolonie Christinenthal und von den geringen Preisen dasiger Güter.

„So könntest du den deutschen Fremdling mit seinen Töchtern

in deine Heimath führen!“ antwortete Lucie: „Denn sie dauern mich, weil sie keine Ländereien bei uns finden nach ihrem Sinn.“

„Du hast einen glücklichen Einfall, Lucie!“ sagte der Greis: „Wir wollen den deutschen Fremdling einladen lassen oder ihn selbst auffuchen. Ihm würde geholfen sein, und die Botschaft würd' ihn freuen. Denn es ist doch hart, daß der alte Mann mit seinen Kindern einen so weiten Weg vergebens zu uns gemacht hat.“

Wir durchwanderten am Mittag die Pflanzungen von Luciens Großvater; zwar lern' ich viel aus den Gesprächen dieses Greises, dessen Erfahrungen eine Richtschnur für meine wirthschaftlichen Unternehmungen wurden; aber die schöne, naive Lucie zerstreute meine Aufmerksamkeit allzusehr. Meine Augen und mein Herz waren immer nur bei ihr, und ich fühlte, daß sie es sein müsse, wenn ich mir eine Gattin wählen sollte.

Am folgenden Morgen ging ich mit Luciens Großvater, den deutschen Fremdling aufzusuchen. Mir war es willkommen, unsere Kolonie vergrößern zu können. Der Deutsche wohnte fast eine Stunde weiter am entgegengesetzten Ende der Niederlassung, bei einem Pflanzer.

Als wir ankamen, war er abwesend. Der Pflanzer führte uns in die sehr geräumige Behausung. Wir sagten ihm die Ursache unseres Kommens. „Wohlan! das wird ihm lieb sein!“ rief der Pflanzer: „Nehmt denn bei uns das Mittagsmahl. Er wird bis dahin zurückkehren; ihr möget inzwischen mit seinen Töchtern reden. Herr Golden ist ein kreuzbraver Herr; auch seine Töchter sind höchst liebenswürdig, besonders Augustine — wahrhaftig, sie ist ein Engel, wie ich in meinem langen Leben noch nie gesehen.“ Er verließ uns, bald darauf erschien er wieder und sprach: „Folget mir, sie sind bei meinem Weibe draußen unter den Kokusbäumen!“

Wir gingen hinaus; der Weg führte durch eine kleine Wild-

nist blühender Gebüsch; dann über die Brücke eines Bachs zu einem umzäunten Garten.

Als wir hineintraten, standen zwei junge, einfach gekleidete Frauenzimmer unter den Kofusbäumen, neben einem geschäftigen Mütterchen, welches die Beete jätete. Alle wandten die Gesichter gegen uns. Das eine dieser Frauenzimmer drehte sich jählings von uns ab, wie erschrocken, ergriff den Arm des andern und rief: „Agathe!“ Beide kamen uns sodann einige Schritte entgegen — o Bellisle, o Bellisle! — Ein Blendwerk gaukelte mir vor — es war die verstorbene Großfürstin von Rußland! Es war dieselbe, die mir im deutschen Hain, die mir im Tempel — die mir auf dem Ozean erschienen war — o Bellisle, sie war es!

Ich hatte Besinnung und Sprache eingebüßt — ich verbengte mich schweigend — sie verneigte sich und legte sich an den Stamm des Kofusbaumes. Luciens Großvater eröffnete die Rede. Ich gewann allmählig meine Geister wieder, und mischte meine Worte, anfangs freilich sehr einsilbig, ins Gespräch. Sie aber schwieg lange. Nur ihre Schwester Agathe führte das Wort.

Die Stunden verflogen wie Minuten. Ich zitterte — ich schwor in mir, diese Wunderbare nie wieder zu verlassen — ich war wie ein Träumender — meine Seele war in Entzücken und Zweifel aufgelöst. Doch wagte ich's nicht, ihr zu sagen, wie ich sie schon mehr als einmal, wie eine Erscheinung in den verschiedensten Zeiten und Zonen, gesehen zu haben glaubte. Aber in jedem Augenblick überzeugte ich mich mehr, daß sie es selbst wieder, und keine andere sei. Denn auch sie war betroffen — ich bemerkte ihr Erröthen, ihr Erblaffen — ihre Unruhe, ihre Verlegenheit, und wie sie nach und nach sich faßte und heiterer ward, sobald ich meines Selbstes Herr ward, und je fremder ich gegen sie that.

Herr Holden, der deutsche Flüchtling, kam. Die Töchter flogen ihm mit Ungeduld entgegen. Sie hatten ihn längst schon in der

Ferne entdeckt. Sie gingen ins Haus mit einander. Erst nach einer halben Stunde kam Herr Holben zu uns.

Ich fand an ihm einen gewandten und geistvollen Mann. Unser Gespräch lenkte sich bald zur Hauptsache. Ich schilderte ihm die Schönheiten unserer Kolonie; ich erzählte ihm die Geschichte derselben, und als ich ihren Namen: Christinenthal, aussprach, verwandelte sich seine Gesichtsfarbe. Vergebens suchte er, mir seine Bestürzung zu verheimlichen.

Ja, Bellisle, mein Bellisle! sie ist's, sie lebt! Die Prinzessin von Wolfenbüttel lebt, sie ist's. Die Geschichte ihres Todes und Begräbnisses ist mir und der Welt ein unerklärliches Räthsel. Aber Ehrfurcht und Liebe gebieten mir, das Geheimniß ihres Lebens in meiner Brust zu verschließen. — Sie soll es nicht ahnen, daß ich sie kenne. Ich will es ihr selbst läugnen, daß ich Petersburg jemals gesehen; ich will irgend ein Märchen dichten, und sagen, es sei mein Lebenslauf. So werd' ich sie sicherer machen; so wird sie sich mit meiner Gestalt ausöhnen; so wird sie in mir keinen Verräther fürchten, und Christinenthal zu meinem Himmel machen. — Ich liebe sie, o Bellisle — die Gattin des abscheulichen Alexis von Rußland — o wie unglücklich ist d'Aubant.

Hören Sie endlich, wie weit meine Unterhandlungen mit Herrn Holben, dem vorgelassenen Vater der Unglückseligen, gediehen sind.

„Aufrichtig zu gestehen,“ sagte er eines Tages zu mir, „Ihre Schilderung von Christinenthal ist lockend; allein meine beiden Töchter haben fast eine unüberwindliche Vorliebe für eine Niederlassung in der Kolonie Roland. Nur scheint mir diese fast übervolkert; wenigstens sind Sklaven und bequeme Ländereien in allzu hohem Preise, als daß ich meine Familie so von dem Kapital, welches mir nach manchen Unglücksfällen in Europa übrig blieb, ernähren könnte, wie ich's wohl wünschte. Ich erwarte nur die Rückkunft meines Hausbedienten von dem spanischen Andages. Dann

will ich mit Ihnen nach Christinenthal, und die Sache an Ort und Stelle untersuchen.“

Der Hausbediente kam wirklich nach einigen Tagen von Andayes zurück. — Und wer war's, o Bellisle, wieder das Zigeunergesicht, welches mir den Tod der Großfürstin zuerst gemeldet, und dann mich auf Teneriffa geäfft hatte. Man nennt ihn Paul hier im Lande. Der Kerl, als er mich sah, war nicht einmal bestürzt, mich zu sehen; nannte mich gleichgültig bei meinem Namen, und meinte, es gefiele ihm in dem ungeheuern englischen Park von Louisiana so wohl, als in dem steinernen Straßenlabyrinth von Paris.

Auch Augustine und Agathe wurden, da wir uns alle Tage sahen, gelassener, minder ängstlich, sogar freundschaftlich. Aber ich — o, ich!

Am Abend vor der Abreise nach der Kolonie Christinenthal — ich war gegangen, um von den Frauenzimmern Abschied zu nehmen — saßen wir noch beim Schein des Vollmonds, im Dämmerlicht unter den Palmen. Meine Blicke ruheten auf der Gestalt der wunderbaren Augustine, welche im hellen Strahl des Mondes einer Verklärten glich. — Es war mir wie Feerei, wenn ich die, welche in den Wettern der Schlacht und in den stürmischen Stunden meines Schicksals mir, gleich einem Schutzgeist, zur Seite geschwebt hatte, wenn ich dies Ideal meiner Einbildungskraft und meiner Sehnsucht nun in so schöner Verkörperung vor mir erblickte, die Tochter eines deutschen Fürstenhauses, erzogen unter den Künsten der Freude und des Luxus, unter den Palmen einer amerikanischen Pflanzerswohnung! — Ich hätte mich oft selbst aufwecken mögen von meinem Wahnsinn — ich konnte an die Wahrschastigkeit des Wirklichen gar nicht glauben. — Wenn sie mich anredete voller Hofseligkeit, erglühte jeder Nerv in mir, und mein ganzes Wesen ward Flamme. Wenn ich aber antworten wollte, sank ich machtlos in mir selbst zusammen — dann sah ich nur die

Unglückseligste aller Fürstinnen vor mir — meine Liebe ward Ehrfurcht und Demuth.

Als wir nun schieden, und die Töchter noch ihren Vater und mich eine Strecke Wegs begleiteten, lehnte sich die fürstliche Augustine an meinen Arm. Ich unterdrückte meine Wehmuth.

„Wer gab der Kolonie den Namen Christinenthal?“ fragte sie mich leise.

„Ich gab ihn!“ stammelte ich.

Sie schwieg, und doch war's, als wollte sie noch eine neue Frage der vorigen anknüpfen.

Nach einer langen Stille lenkte ich die Unterredung wieder auf die Annehmlichkeiten meiner Louisianischen Heimath; ich sprach von dem Glücke, welches meine höchsten Wünsche erfüllen würde, wenn ihr Vater sich entschließen könnte, dort seine Niederlassung zu wählen. „Und wahrlich,“ setzte ich mit lebhafter Gemüthsbewegung hinzu, „fielen sein Entschluß gegen meine Wünsche, ich würde am meisten zu beklagen sein. Ich würde meine Besitzungen dort verklären, und Ihnen lieber als ein Bettler in alle Wüsten folgen.“

Sie lächelte mich mit unbeschreiblichem Liebreiz an, drückte dann mit ihrer Hand leise auf meinen Arm, und lispelte: „Erwarten wir!“

Wir und Herr Holden, von seinem Paul begleitet, reiseten am folgenden Morgen nach Christinenthal, und zwar zu Schiffe. Ohne Abenteuer erreichten wir das schöne Land. Holden wohnte in meinem Hause. Er schien von der Schönheit dieser Gegend entzückt. Hoffnung und Liebe machten mich beredt, um ihn zum Ankauf zu bewegen. Ich bemerkte endlich, daß er von der Landwirthschaft nur unvollkommene Kenntnisse besäße. Ich erbot mich, mein Kapital mit dem seinigen zu vereinen, die Wirthschaft für ihn und mich zu führen, den Kauf der Ländereien und Sklaven

zu besorgen, und mich, statt seiner, mit dem Gouverneur in Neu-Orleans abzufinden.

Er nahm meine Vorschläge an. Wir entwarfen mit einander den Plan zu seinem Wohngebäude, welches neben dem meinigen am rothen Strom auf meinen ersten Gütern stehen soll. Er reisete zu seiner Familie nach Rolands-Kolonie zurück.

Jetzt bin ich alle Tage mit der Einrichtung des Gebäudes beschäftigt, und mit einer großen Gartenanlage neben demselben. Die Natur selbst hat Alles schon zur Verzierung jener Gegend gethan. Bis zum Frühjahr wird es vollendet sein. Aber früher kommen sie nicht nach Christinenthal — eine Ewigkeit für mich. Und doch bin ich so selig; denn ich arbeite ja für die Einzige! Ihr Fußtritt wird jenen Boden heiligen, den ich für sie mit den schönsten Blumen und Gesträuchen der Landschaft schmücke, und in jenen Zimmern, die ich ihr einrichte, in jenen Lauben, die ich für sie flechte, werd' ich die Wunderbare sehen!

3.

Auszug eines Schreibens von Herrn Bellisle
an den Chevalier d'Aubant.

Orleans, 5. September 1718.

— Soviel von mir! — Und nun endlich noch eine Neuigkeit, die ganz Europa erschütterte, fürchterlich und selten in der Geschichte, und gewiß selbst für Sie, in Ihrer zaubervollen Wildniß, von höchstem Interesse.

Der russische Kaiser, Peter der Große, der erhabenste Mann unserer Zeit, hat seinem eigenen Sohn, dem Großfürsten Alexis, das Todesurtheil gesprochen und ihn hinrichten lassen. Zwar reden

alle Zeitungen von dieser eben so außerordentlichen, als schrecklichen Geschichte; aber durch einen Offizier hab' ich einige nähere Umstände, die ich Ihnen nicht vorenthalten will. Die Sache verhält sich folgendermaßen:

Die Spannung, welche zwischen dem Kaiser und seinem Sohn herrschte, vermehrte sich mit jedem Jahre. Alexis hatte, ungeachtet, oder vielmehr eben wegen seiner düstern, rohen Gemüthsart, sowohl beim Volke, als unter den Großen und bei der mißvergnügten Geistlichkeit, zahlreichen Anhang. Alle Feinde der vom Kaiser zur Gründung und Kultur seines unermesslichen Reichs begonnenen Reformen erwarteten um so zuversichtlicher nach seinem Tode eine allgemeine Gegenrevolution, da der Czarewitsch Alexis weder seinen Haß gegen den Kaiser, noch den Groll gegen dessen kühne Neuerungen verhehlte.

Der Kaiser, um endlich vollkommen wegen der Fortdauer seiner Staatsveränderungen beruhigt zu sein, schrieb an den Czarewitsch einen sehr harten Brief. Am Schlusse vieler Ermahnungen zur Besserung fügte er endlich die bedeutenden Worte hinzu: „Du hast nun zu wählen, entweder den Thron oder — das Kloster.“

Der Czarewitsch, von seinen Anhängern umgeben, faßte den Entschluß, den gefährlichen Folgen einer Entscheidung auszuweichen. Der Kaiser war damals in Kopenhagen. Alexis gab vor, sich zu ihm zu begeben, reisete mit seiner finnländischen Mätresse Euphrosine ab, nahm aber den Weg nach Wien, um sich in den Schutz seines Schwagers, des deutschen Kaisers Karl VI., zu flüchten. Hier wollte er bleiben, bis zum Tode seines Vaters. Allein Alexis fühlte bald, daß auch Wien ihm die nöthige Sicherheit verweigern würde, wenn es zur Entscheidung käme. Der Unglückliche! was hatte er für ein Recht auf Schirm und Trost am Thron einer Kaiserin, die ihn von der Welt als einen gefühllosen Mörder ihrer Schwester, der beklagenswerthen Prinzessin von

Wolfenbüttel, verdammen hörte? — Er floh nach Neapel, um wenigstens den Wüstenen fremder Welttheile näher zu wohnen.

Raum hatte der russische Monarch den Aufenthalt des Prinzen in Wien erfahren, so sandte er seinen geheimen Rath, den Grafen Tolstoy, dahin, einen Mann, verwegen und schlau, dessen sich der Kaiser immer bedient, wenn es ein gefährliches Abenteuer zu bestehen gibt. Romanzow, der Befehlshaber der Leibgarde, begleitete ihn. — In Wien hörten sie, daß Alexis schon verschwunden sei, und den Weg nach Turin genommen habe. Sie setzten ihm nach, entdeckten aber vom Czarewitsch keine Spur mehr. In der Hoffnung, ihn, wenn er in Turin auch verborgen lebte, dennoch auszufinden, verweilten sie einige Monate daselbst. Tolstoy, als Privatmann gekleidet, lebte wie ein gemeiner Bürger, durchstrich nach und nach alle Gasthöfe, alle Kirchen, alle Weinhäuser und öffentlichen Plätze; und immer fruchtlos.

Eines Abends saß er bei seinem Glase Wein in einem öffentlichen Hause, wo mehrere Freunde versammelt waren, unter andern auch ein Neapolitaner. Man trank tapfer. Tolstoy stellte sich früh berauscht, warf sich auf ein Ruhebett, welches im gleichen Zimmer war, und that, als wäre er in tiefen Schlaf versunken. Die andern achteten seiner nicht. Der Neapolitaner erzählte, daß seit einiger Zeit in Neapel ein junger Mann mit einem Frauenzimmer angekommen sei, die eine Sprache redeten, welche Niemand verstünde; der Fremdling mache großen Aufwand, daß man muthmaße, es sei irgend ein nordischer Prinz, der geheim reise.

Tolstoy wußte nun genug; er ermunterte sich wieder, forderte zu trinken; erwies allen Gästen viele Freundschaft, und schloß sich besonders an den Neapolitaner, den er auf den folgenden Mittag bei sich einlud. Er ward mit diesem immer vertraulicher, und ließ ihn nicht eher aus den Augen, bis er vollkommen von allem dem

unterrichtet war, was er eigentlich zu wissen beehrte. Sogleich reisete er mit dem Grafen Romanzow von Turin nach Neapel.

Den Tag nach ihrer Ankunft in dieser Hauptstadt war ihr Erstes, dem Gouverneur einen Besuch abzustatten. Nach den ersten Höflichkeiten zog Tolstoy den Gouverneur auf die Seite. „Seine Majestät der Kaiser von Rußland weiß mit völliger Gewißheit,“ sagte er zu ihm, „daß der Czarewitsch, sein Sohn, in Neapel ist. Der Monarch wünscht, da seine Gesundheit so hinfällig ist, die baldige Rückkunft des Prinzen, den er so sehr liebt, und der sein Thronerbe ist. Er wird Ihnen, Herr Gouverneur, vorzüglich verpflichtet sein, wenn Sie mir mit dem jungen Prinzen eine besondere Unterredung verschaffen wollten. Ich bitte Sie, genehmigen Sie hier die Beweise von dem, was ich Ihnen sagte.“ Tolstoy überreichte bei diesen Worten, außer einem prächtigen Diamant, dem Gouverneur die offensiblen Instruktion, so er vom Kaiser erhalten hatte.

Der Gouverneur versprach eine Zusammenkunft auf den folgenden Tag, und hielt Wort. Tolstoy und Romanzow, indem sie sich dem Czarewitsch näherten, warfen sich vor ihm nieder, nach russischer Sitte, und küßten ihm ehrfurchtsvoll die Hand. Der Prinz erkundigte sich ziemlich betroffen nach der Veranlassung ihrer Reise, und fragte, wie es in Rußland gehe, seitdem er abwesend sei? — Sie überreichten ihm einen Brief vom Kaiser.

Der Inhalt dieses Schreibens war, daß der russische Monarch seinem Sohne vorwarf, Eid und Pflicht verletzt und sich unter einen fremden Schutz begeben zu haben, daß er ihn aufforderte, seinem Willen, wie ihn Tolstoy und Romanzow bekannt machen würden, zu folgen, und daß er ihm versprach: „im Namen Gottes und bei dem jüngsten Gericht,“ ihn nicht zu bestrafen, sondern ihn noch mehr, als sonst zu lieben, wenn er nach Rußland zurückkommen würde; wenn dies aber nicht geschehen sollte, daß er ihn als einen Verräther erkläre, und ihm seinen ewigen Fluch gebe.

Der Prinz war sehr bestürzt. Tolstoy suchte ihm aber jede Furcht zu benehmen, und wußte sich ihm so ergeben zu stellen, daß der Czarewitsch und dessen Beischläferin Euphrosine Vertrauen faßten.

„Wahrhaftig!“ sagte Tolstoy einſt zu der Geliebten des Prinzen: „Wir ſind hier in einem herrlichen Lande; man lebt hier, wie im Himmel. Ich möchte ewig hier wohnen. Aber unangenehm iſt's doch, daß es unter dem Papſt ſteht, und unſere heilige Religion uns verbietet, mit Leuten von der römischen Kirche zu leben. Dazu kommt noch, daß der Kaiſer ſehr ſchwächlich iſt. Stirbt er, ſo beſteigt Alexis den Thron von Rußland, und Sie, Madame, ſpielen dann in Rußland die glänzendſte Rolle. Es kann nicht anders ſein. Aus Liebe zu Ihnen, Madame, und zum Czarewitsch, muß ich rathen, daß wir dies italieniſche Paradies verlaſſen. Iſt Ihnen nun daran gelegen, daß ſeine und Ihre Regierung von glücklicher und langer Dauer ſei, ſo geben Sie um Alles in der Welt willen den Rußen nicht den Argwohn, daß der Czarewitsch vielleicht zwiſchen der rechtgläubigen griechiſchen Kirche und der römisch-katholiſchen Religion einen Augenblick gewankt habe.“

Vergleichen Reden verfehlten ihr Ziel nicht. Die Abreiſe wurde beſchloſſen, und Tolstoy führte den dreizehnten Februar dieſes Jahres den Prinzen in die Thore von Moskau ein. Noch denſelben Abend warf ſich der reuige Alexis zu den Füßen ſeines Vaters. Sie hatten eine lange Unterredung mit einander. Durch die Stadt verbreitete ſich ſogleich das frohe Gerücht, Vater und Sohn ſeien mit einander verſöhnt, und alles Geſchehene vergeſſen.

Am andern Tage aber tritt bei Morgenanbruch ſchon das Garde-regiment unter's Gewehr; man hört die große Glocke von Moskau läuten; die Bojaren und Staatsräthe werden in den Palaſt geſordert; die Biſchöfe, die Archimandriten und zwei Geiſtliche vom St. Blaſiusorden verſammeln ſich in der Kathedralkirche. Alexis wird ohne Degen vor ſeinen Vater geführt, wie ein Gefangener.

Er wirft sich demüthig vor demselben zur Erde, und überreicht ihm weinend eine Schrift, worin er sich selbst der Thronfolge unwürdig erklärt, und sich nur sein Leben, als eine Gnade, ausbittet.

Vor dem versammelten Staatsrath ward nun eine Art öffentlicher Anklage gegen den Prinzen vorgelesen, worin ihm seine genauen Verbindungen mit den Anhängern der alten Ordnungen und Sitten, die grausame Behandlung seiner verstorbenen Gemahlin, der unglücklichen Prinzessin von Wolfenbüttel, der Ehebruch mit Euphrosine, einer ganz gemeinen Weibsperson, die Flucht zum römischen Kaiser Karl VI., den er aufgefodert habe, ihn mit gewaffneter Hand zu schirmen, und mehrere andere Umstände, als Staatsverbrechen vorgerechnet wurden. Der Kaiser enterbte ihn darauf feierlich durch eine besondere Urkunde, erklärte ihn der Thronfolge auf ewig unwürdig, und Alexis unterzeichnete schauernd mit eigener Hand die Urkunde. — Dann ging der Zug in die Kathedralekirche. Die Enterbungsakte ward dort zum andernmale verlesen, und die Geistlichen unterschrieben sie ebenfalls.

Aber das Schicksal des Prinzen war noch nicht vollendet. Er wurde von diesem Augenblicke an verhaftet, so wie alle seine ehemaligen Anhänger, Aufwiegler und Mitschuldige, worunter sich selbst die verstößene Czarin, seine Mutter, und viele Andere befanden, deren Spuren in der Verschwörung zur großen, russischen Gegenrevolution entdeckt oder beargwohnt waren. Der Prozeß ward ihnen gemacht, und das Urtheil gesprochen.

Die Vollziehung dieses Urtheils ging ohne Gnaden von statten. Glebof, der begünstigte Liebhaber von der Mutter des Czarewitsch, wurde lebendig gespießt; der Bojar Abraham Lapukin, der Oheim des Czarewitsch, Bruder der verstorbenen Czarin, Alexander Rikin, erster Kommissär der Admiralität, der Bischof von Rostow, und Pustinoi, Beichtvater der Czarin, wurden gerädert und ihre Köpfe öffentlich ausgesteckt; viele von den Theil-

nehmern an den Ausschweifungen des Czarewits, unter denen sich fünfzig Mönche und Priester befanden, wurden enthauptet.

Dies schreckliche Blutbad ließ glauben, daß nun Alles geendigt sei. Aber neue Entdeckungen bewiesen, daß der Prinz noch nicht die Wahrheit überall eingestanden hatte. Der Kaiser versammelte einen hohen Gerichtshof, zusammengesetzt aus dem Adel und der Geistlichkeit, den vornehmsten Offizieren von der Land- und Seemacht, den Gouverneurs der Provinzen und andern Ständen. — Der Prozeß gegen den Großfürsten Alexis wurde den fünfundzwanzigsten Juni angehoben. Der Czarewit, vor seine Richter hingeführt, hörte die Sentenz, und ward in sein Gefängniß zurückgebracht.

Den folgenden Tag ging seine Majestät der Kaiser, begleitet von allen Senatoren und Bischöfen, nebst andern hohen Personen ins Schloß, und in das Verhaftzimmer des Czarewit. — Ein ewiges Geheimniß ist's, was hier geschah. Aber nach einer halben Stunde verließ der Kaiser mit seinem Gefolge des Prinzen Gemach wieder. In allen Gesichtern sah man düstere Bestürzung. Man erfuhr nur, daß der Prinz gefährlich krank sei, daß er von Verzuckungen in Verzuckungen falle. Nachmittags um fünf Uhr hieß es, er sei unter heftigen Krämpfen gestorben.

Auf Befehl des Kaisers wurde der Leichnam seines Sohnes einbalsamirt, und mit Feierlichkeiten in den Todtengewölben beigesetzt, neben dem Sarge der Prinzessin von Wolfenbüttel, seiner Gemahlin.

Was sagen Sie, lieber Chevalier, zu dieser entsetzlichen Geschichte? — Peter der Große, um seine neue Schöpfung zu retten, verläugnete die Gefühle des väterlichen Herzens. — Alexis, der grausame, zu allem Großen und Guten unfähige Alexis, ärtete schon auf Erden den Sold seiner mannigfachen Verbrechen und Laster, der andern Fürstensöhnen sonst diesseits des Grabes selten zu Theil zu werden pflegt.

Ja, mein Geliebter, es ist ein Gott! Es herrscht ein dunkler, allmächtiger Arm der Vergeltung durch die unendliche Welt, und richtet Thaten und Gedanken!

Ueber die Todesart, welche der russische Prinz erleiden mußte, kann ich Ihnen weiter keine befriedigende Auskunft geben. Man hat ausgestreut, Alexis sei, während ihm das Todesurtheil verkündet worden sei, vom Schläge gerührt, niedergestürzt. Aber andere Muthmaßungen durchkreuzen sich; viele wollen, er habe den Giftbecher trinken müssen; viele wieder, er sei erwürgt worden.

Wenn es plötzlich Tag werden sollte in den finstern Heimlichkeiten manches Fürstenhauses, wenn ein Geist der Wahrheit plötzlich den Purpur hinwegriffe, welcher die Verbrechen und das Elend mancher Großen verhüllen muß vor den Blicken der unterthänigen Menge; wenn wir sie sehen sollten, die Götter der Erde, in ihren Gemächern und Schlafkammern, wo sie mit abgelegter Krone über ihrem verstoßenen Jammer brüten; wo sie, ungeheuern Leidenschaften preisgegeben, Beute derselben sind, und zwischen der Rache und Reue, zwischen der Wollust und dem Ekel, zwischen der Vergötterung und des Meuchelmörders Dolchen taumeln, wahrlich, mein d'Aubant, unsere Bettler würden ihre Lumpen nicht tauschen gegen hochfürstlichen Hermelin, und ihre Brodrinden dem schwelgerischen Banket der Paläste vorziehen.

Aber so ist's mit der Menschheit. Raserei ist ihre Weisheit, Leidenschaft ihre Frömmigkeit. Die, welchen Geburt und Zufall mit ungemessener Gunst die Güter der Welt gab, und jedes Mittel, ihr Dasein zu verherrlichen, und einen Himmel um sich zu bauen auf der Erde, verstehen oft kaum die Seligkeit eines reinen Herzens; wähnen, Religion und Tugend sei Schulmährchen, und Staatsmittel, den Gehorsam des Volkes zu fesseln; kämpfen mit thörichtem Stolz gegen die ewigen Gesetze der Natur an, und ver-

zweifeln endlich unter ihren Unnatürlichkeiten, wo ihnen Alles, und sie sich selbst, zum Widerspruch wird.

An diesem Allem ist nur die Erziehung der Fürstenkinder schuld. Schon von der Wiege aus sehen sie die Welt mit geblendeten Augen, und statt der einfachen Wahrheit — Zerrbilder der Kunst. — — —

D'Aubant an Bellisle.

Christinenthal, 3. April 1719.

Nichts mehr, o mein Bellisle, nichts mehr hab' ich zu wünschen, nichts mehr zu hoffen! Ich stehe am Ziel und habe auf der irdischen Laufbahn meine Palme errungen. Und wenn der Genius der Ewigkeit heute mir erschiene, winkend, ihm zu folgen, ich würde diese Erde segnen und lächelnd ihr meinen Staub zurückgeben, und still und freudig dem Genius — vielleicht zu einem schönern Sterne — folgen.

Ja, Bellisle, die Einzige, die jemals mich entzückte, die Wundervolle, welche meinen ganzen Lebenslauf in einen ewigen Lenz verwandelte, die schöne Heilige, deren bloßes Anschauen mich näher führt zur Gottheit und zur Andacht, und zum tugendvollen Sinn, als aller Pomp der Kirchen, als aller Priester Rednergabe, als aller Philosophen Deuten und Enträthseln — ja, Bellisle, sie ist da. Seit einigen Wochen schon verherrlicht sie mein Tempe. Ich darf sie von Zeit zu Zeit besuchen.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft starb ihr seit langem fränkischer Vater, der gute Herr Holden. Wie gern that ich dem edeln Mann in seine sterbende Hand den Schwur, nie seine Kinder zu verlassen, an seiner Stelle ihr Freund, ihr Beschirmer, ihr Rathgeber zu werden! — Er ward unter den hohen Cypressen in ihrem Garten begraben. Die reizende Augustine und ihre Schwester Agathe waren untröstlich. Sie leben sehr einsam. Fünf junge

Sklavinnen sind ihre Gesellschafterinnen und ihre Bediente. Der mir einst so verhaßte, räthselhafte Paul besorgt die Geschäfte des Hauses und des Feldes. Er besucht mich täglich, und täglich hab' ich Nachrichten durch ihn vom Befinden seiner Gebieterinnen.

Was mangelt mir zu meinem höchsten Glück? Fern vom Geräusch der Welt, fern von ihren Thorheiten und Leidenschaften, lebe ich in meinem selbstgeschaffenen Paradiese. Gleich fern vom vergiftenden Luxus und von der entnervenden Sorge der Armuth, bewohne ich meine eigene, schöne Hütte, umrankt von jungen Reb-
ben, und übersehe meine kleinen Heerden mit Zufriedenheit. Der Zauber der Natur, welcher mit ewiger Jugend und immer wechselnder Pracht dies einsame Eden verklärt, der Umgang mit meinen freundlichen Nachbarn, die mich als ihren Rathgeber und Anführer ehren, meine Bibliothek, aus welcher die Weisen aller Nationen und aller Zeitalter zu mir reden und meinen Geist erheben, tragen Mannigfaltigkeit und Anmuth in mein einfaches Leben. — Und nun ist sie erschienen, die Sonne meiner innern Welt! — Nicht höher schwindelten meine kühnsten Wünsche; ich stehe auf dem glänzenden Gipfel meiner Lebensbahn.

Die Nachrichten, welche Sie mir, mein Bellisle, von den blutigen Auftritten in Petersburg gaben, und die ich im Auszuge auch dem Herrn Holden nach der Kolonie Roland gesandt hatte, waren diesem nicht mehr neu gewesen. Man hatte dort die Zeitungen früher, als ich, von Neu-Orleans empfangen.

Als die Fürstin drei Wochen nach dem Tode ihres vorgeblichen Vaters mein Haus zum erstenmal mit ihrem Besuch beehrte, begleitet von Agathen und ihren Sklavinnen, hatte ich ihnen ein kleines ländliches Fest bereitet. Ich hatte mehrere von unsern Pflanzern zum Gastmahl eingeladen; und diese, um sich nach ihrer Weise den Tag froher zu machen, hatten wieder mehrere junge Leute und die Töchter der Kolonie bestellt, und Musik dazu zum Tanz.

Ich führte Augustinen durch mein Haus, und zeigte ihr meine Einrichtungen.

Als wir in das Kabinet traten, wo meine Büchersammlung, meine Zeitungen und Karten sind — Agathe hatte uns eben verlassen — warf sie einen flüchtigen Blick auf Alles, wandte sich dann zu mir und reichte mir ihre Hand. — Ich wagte es, diese Hand mit Inbrunst und Ehrfurcht zu küssen. Augustine schwieg; ihre schönen Augen schwammen unter Thränen und ein zartes Roth flog über ihre Wangen.

„Ich bin eine Waise,“ sagte sie endlich, „der Tod meines theuern Vaters ließ mich einsam und schirmlos in einem fremden Welttheil. Aber Gott hat mich nicht ganz verlassen. Er führte mich zu Ihnen, lieber d'Aubant. Sie sind ein edler Mann. Was Sie schon für uns gethan haben, können wir Ihnen nicht mehr vergelten. Aber, d'Aubant, der ewige Vergelter lebt! — Bleiben Sie uns, was Sie waren: unser Schutzengel, unser Vater.“

Lange war ich keiner Antwort fähig. Ich gedachte ihres erhabenen Standes, ihrer fürstlichen Wiege, und des Glanzes, der sie einst umgab — und dann, wie die schöne Schwester einer europäischen Kaiserin, die Verwandtin der mächtigsten Monarchen, sie, die vom Himmel bestimmt gewesen zu sein schien, vom Thron herab, großer Nationen Wohl und Weh zu entscheiden, neben mir stand in den Sälen einer neuen Welt, voller Demuth und Verzichtung, und mit einer Thräne um den Schuß eines Mannes flehte, der einst kaum wagen durfte in die goldenen Vorfälle ihres Palastes den Fuß zu setzen.

„Nein,“ rief ich, „ich beschwöre Sie, nicht mehr diese Sprache! Sie sind meine Gebieterin. Ich habe keinen Willen; ich bin Ihr Unterthan. Diese Güter, diese Heerden, diese Hütte — Alles, was ich einst mein nannte, ist nicht mehr mein, es ist Ihr Eigen-

thum. Mein Leben hat nur dadurch einen Werth, daß ich es für Sie leben darf."

In diesen Augenblicken bemerkte sie ein kleines Gemälde unter dem Spiegel. Sie trat näher, um es zu betrachten. Ich war ihr gefolgt, und meine Unruhe vermehrte sich, da ich wahrnahm, wie sie sich in dem Bilde selbst wieder erkannte, und zwar in derselben Kleidung, welche sie im Hain bei Blankenburg getragen, wo ich sie zum erstenmal gesehen. Sie stand lange schweigend und staunend da. Sie trocknete ihre Augen, nahm mit zitternder Hand das Gemälde ab, betrachtete es wieder, warf sich entkräftet in einen Sessel, und schluchzte laut.

Noch immer wollte ich, um ihrer zu schonen, mein Geheimniß verhehlen, als kenne ich sie nicht. Aber als sie nun ihre verweinten Augen schüchtern zu mir aufschlug, und fragte: d'Aubant, woher haben Sie dies, und seit wann? da konnt' ich's länger nicht ertragen. Ich sank zu ihren Füßen nieder. „Gnädige Fürstin!“ stammelte ich, „ich sah Sie einst im Hain von Blankenburg — der Maler war ich selbst. Es blieb seit jenen Tagen mein höchstes Kleinod. Ich trug's auf meiner Brust in mancher Schlacht; ich trug es mit mir über's Meer hieher. Ginst soll es mit mir ruhen im Sarge.“

Sie reichte es schweigend mir zurück, verhüllte ihr Gesicht und weinte heftiger. Nachdem sie wieder Gewalt genug über sich selbst gewonnen hatte, befahl sie mir, aufzustehen. Sie drückte mir schweigend die Hand. Ein Schauer bebte durch alle meine Nerven. „Ich habe es längst gefürchtet!“ sagte sie: „D'Aubant, ist Ihnen meine Zufriedenheit theuer, so vergessen Sie, daß Sie mich einst unter andern Verhältnissen kannten. Wecken Sie in mir keine von jenen unseligen Erinnerungen auf. Nehmen Sie, wie Ihr Gemälde, auch das Geheimniß mit in das stumme Grab. Ich bin nicht Fürstin mehr. Ich bin eine arme, aber zufriedene Pflanzlerin. Ich

selbst habe mir dieses Loos erkoren, und wähle Sie nun zu meinem Vertrauten. D'Aubant, vergessen Sie nicht, daß Sie nun der einzige Sterbliche sind, der mich's bereuen machen könnte, was ich gethan."

So sprach die Edle. Ich schwor ihr freudig das Gelübde der Verschwiegenheit; aber verhehlte ihr auch nicht, daß ich Ihnen, mein Bellisle, schon manche Muthmaßung über die holde Unbekannte mitgetheilt, die mir unter so seltsam verschiedenen Verhältnissen im Leben erschienen war. Ich schilderte ihr Sie und unsere Verbindung, und die Folge der Entdeckung war, daß Sie auch diesen Brief, und Alles, was ich Ihnen künftig noch über diese Herrliche schreiben werde (denn mich mit Ihnen von ihr im Geiste unterhalten, ist ein unentbehrliches Bedürfniß), erst dann erhalten werden, wenn sie es selbst erlaubt.

Und von diesem Tage an war das Verhältniß zwischen ihr und mir bestimmt. Keiner unserer Gedanken streifte zurück in das Vergangene. Ich sah sie wieder. Ich sah sie oft. Wie eine Rose nach nächtlichem Gewitterregen blühte ihre Schönheit allmählig unter den Thränen der Schwermuth wieder auf, die sie dem Andenken ihres verstorbenen, treuen Dieners Herbert weinte, den sie, unter dem Namen Holden, als einen zweiten Vater verehrt hatte.

O, Bellisle, wenn Sie sie sehen könnten in ihrem häuslichen Weben! Ein wunderbarer, schöner Geist der Einsalt und der Ordnung waltet dort. Was sie berührt, scheint sich unter ihren Händen zu veredeln. Alles wird anmuthsvoller und bedeutsamer, was mit ihr in naher oder ferner Verbindung steht; selbst das Leblose wird beredt, und die kleinste Blume ihres Gartens blüht schöner und faßt in das wundervolle Ganze ein, welches die Gegend umringt, so von ihr bewohnt wird.

Mit erhabener Selbstverlängnung belebt sie geschäftig ihren

neuen Wirkungskreis, als wäre sie für ihn geboren, und seit der frühesten Kindheit in ihm erwachsen. Nie kannte die ganze Weltgeschichte ein weibliches Geschöpf, welches mit solchem Heldemuth und solcher Kraft die entgegengesetzten Lebenslose zusammenknüpfte, wie sie; welches gelassenem Muthes Thron und Purpur um eine Hütte vertauschte, und mit einer Religion, wie Heilige sie nicht in ihrem Busen trugen, erhaben über ihr Schicksal, hinwandelt, und den trüben Strom der Verderbtheit ihres Zeitalters, der verworrenen Begriffe von Hoheit und menschlicher Bestimmung tief unter sich erblickt. Nie sah die Welt eine Fürstin von so rührender Demuth, nie eine Hüttenbewohnerin umstrahlt von so vieler Majestät. Die ganze Kolonie Christinenthal sieht mit Ehrfurcht und Liebe auf sie hin, wie auf ein Wesen, das von bessern Welten kam, uns zu beglücken; ihre Sklavinnen vergöttern sie — und ich, o Bellisle! — ob ich sie liebe? — — liebe? — Nein, nur anbeten darf ich sie.

Ach! die peinlichen, die seligen Gefühle, die mich oft entzücken und vernichten — sie kennt sie nicht — sie darf sie niemals vermuthen. Liebend werd' ich einst ins Grab sinken, aber ungeliebt! Die ich an bete, ist eine geborne Fürstin. Es bedarf eines Königreichs, um die Kluft auszufüllen, welche der Zufall zwischen ihr und mir gegraben.

5.

Aus dem Tagebuch Augustinens.

— — Sähest du nun, geliebte Julie, meine Einsiedelei im Schatten hoher blumentragender Eichen, und das hehre Prachtwerk der in sich selbst vollendeten Natur, welches mich, so oft meine Blicke es durchirren, mit Begeisterung füllt; sähest du mein Tage-

werk, und den Frieden und die Freude, so außer mir herrscht und in mir, du würdest mich die glücklichste Tochter der Erde nennen.

D'Aubant, der Edle, wetteifert mit der holden, üppigen Natur dieses Landes, meinen Aufenthalt zum reizendsten der Welt zu erheben. Wo jene das Anmuthige gab, fügte er das Nützliche hinzu; wo jene den Nutzen bot, knüpfte er daran das Schöne der Kunst.

Mein Dasein löset sich in dem stillen Strom heiliger Empfindungen auf. Die Wehmuth der Erinnerung, das fröhlichbange Ahnen des Künftigen, und der milde Zauber der Gegenwart verschmelzen in zarter Uebereinstimmung mit einander, wie die verschiedenen Töne eines harmonischen Klanges.

Ich muntere unsere Arbeiter in den Feldern auf, ich besuche die Hütten meiner Kolonie, werde die Freundin und der Arzt der Kranken, die Friedensstifterin der Entzweiten; oder ich pflanze unsern Garten an, oder ich theile mit der lebenswürdigen Agathe die kleinen häuslichen Arbeiten, oder wir empfangen Besuche, und bewirthen unsere willkommenen Gäste mit dem Besten, was wir vermögen.

Oft gehe ich mit Agathen und einigen meiner Sklavinnen am brausenden Strom entlang, und untersuche die Pflanzungen dieses lieblichen Himmelsstriches; oft schwärme ich einsam und furchtlos durch die finstern, feierlichen Waldungen und ins Gebirg. Die Natur ist das wahre Buch himmlischer Offenbarung, welches gleichsam die Hand des Allmächtigen selbst geschrieben; und jede Zeile dieses unendlichen Werkes ist ein neues Wunder.

Der Theil des Erdballs, welchen ich jetzt bewandle, trägt überall die Spuren einer spätern Bildung und Entstehung. Noch ist nicht der tausendste Theil desselben von Menschen bewohnt oder gesehen. Einst herrschte auch hier, wie in andern Weltgegenden, der unermessliche Ocean allein, wie die Menge der Versteinerungen von Meererzeugnissen dafür bürgen, welche heutzutage nur im

Schoofe des Weltmeers gesehen werden. Langsam nur, und im Verlauf vieler Jahrhunderte, bildete sich die Oberfläche des Erdballs, wie wir sie jetzt kennen. Aber, was war sie vor unserer Geschichte? — Einst, wo jetzt in der Nähe des Nordpols vom ewigen Eis die ungeheure Wüste starrt, wandelten dort Thiere, welche heut zu Tage unter den heißesten Zonen wandeln, und Thiergeschlechter sind verloren gegangen, von denen wir nur in verschütteten Höhlen die großen Gerippe entdecken! Julie, es war eine Vorwelt, von der unsere Geschichte nichts weiß; und wir wandeln auf dem Staub und über den Trümmern von Geschlechtern, welche diese Erde sahen, früher als selbst Moses Urkunden hinaufdeuten. Was da gewesen ist, verweset; die Thaten jener fernen Geschlechter sind vernichtet und verloren. Sie schmeichelten sich vielleicht mit stolzer Hoffnung der Unsterblichkeit ihres Namens! und siehe, eine Aenderung des Erdballs, in seiner Bahn um die Sonne — und Alles lag im Schutt der Vergessenheit versunken. Denn das feste Land, das wir bewohnen, ist neues Land, und die Meere, die wir beschiffen, sind vielleicht nur Gräber vormals bewohnter Welttheile.

Und so, wie jene Verlorenen der unbekannten Urwelt, können auch unsere Völker, unsere Thaten einst durch furchtbare Zerstörungen verschwinden bis zur letzten Spur. Dann war kein Alexander, kein Cäsar, kein Sokrates, kein Homer. Nach Jahrtausenden findet vielleicht ein neues Geschlecht unsere verfallten Gebeine und Abdrücke unserer Pflanzen in jungen Schiefergebirgen, und spricht: „Dieser Weltkörper trug schon einmal Bewohner, ehe unsere Geschichte sie kannte!“ — Aber der Name Griechenlands und Roms ist verschwunden; man weiß nicht, war ein Rußland, ein Frankreich; blühte einst ein schönes Reich, geheißen Deutschland, welches edle Fürsten und Weise erzeugte?

So, Julie, sink' ich beim Betrachten der unendlichen Natur

schauend in meinen Gedanken unter, die Vergänglichkeit breitet ihre dunkeln Flügel durchs Weltall zwischen den Gestirnen hin, und ich falle nieder, berühre den Staub der Erde mit meiner Stirn, und bete Gott an.

Und elend, und thöricht, und des menschlichen Geistes unwerth erscheint mir das Treiben und Thun der armen Sterblichen. Ihre Eitelkeit brüstet sich neben dem welkenden Grashalm; ihrer Kühnheit Riesengebäude will prahlen neben dem Gewebe der Spinne und des wunderbaren Seidenwurms.

Julie, es ist nichts ewig, als Gott; es ist nichts unsterblich als sein Werk, das wir auch sind; es ist nichts schön, als die Natur; es ist dem Menschen nichts verwandt, als die Tugend!

Ich habe die Bande des Vorurtheils zerrissen, und mir ist's, als steh' ich nun, wie eine Vollandete, besser und größer da, zwischen Welt und Ewigkeit, zwischen Gott und Menschheit. Ich erkenne an dem Fürstenthron keinen Glanz mehr, an der Armuth keine Schmach. Die Menschen sind nur darum elend, weil sie den Muth nicht haben, glücklich zu sein.

O, Julie! wärst du bei mir in der schönen, klösterlichen Welt Louisiana's; könnt' ich meine Ansichten, meine Hoffnungen, meine Seligkeiten mit dir theilen!

Ich beklage das Vergangene nicht, und nicht das Verlorne. Was mich quälte, ist vergessen; was ich liebte, ruht unverloren in Gottes Arm. Auf meines treuen Herberts Grabe weint das menschliche Auge nur Thränen der Dankbarkeit; aber seinen Tod beklag' ich nicht.

D'Aubant will mir Herbert sein — ich fühl' es, er wird mir mehr. Ich lieb' in ihm meine Jugendwelt; ich lieb' in ihm dich, o Julie! Er gibt dem Irdischen, was mich umfängt, den von mir unter tausend Leiden verkannten Werth wieder. Ja, es ist Seligkeit, ein Mensch zu sein!

Mündliche Ueberlieferungen.

Die glücklichen Kolonisten lebten lange in beneidenswürdiger Abgeschiedenheit von der übrigen Welt und vergessen von Europa. Ihre Pflanzungen, meist Indigo und Tabak, erreichten bald den höchsten Flor. Nichts fehlte ihnen zur hohen Zufriedenheit; und selbst, was ihnen zu mangeln schien, vermehrte nur den Werth ihrer Verhältnisse. — Täglich sah d'Aubant Augustinen, täglich lernte sie neue Tugenden an ihm achten. Gegenseitiger Umgang in der Einsamkeit ward ihnen zum Bedürfnis. Augustine liebte den edeln Mann, ohne es zu wissen, ohne es sich zu bekennen; und d'Aubants Leidenschaft für die Liebenswürdige ihres Geschlechts brannte im stillen Lichte unauslöschlich. — Selbst die gute Agathe, dem allmäligen Welken nahe, lebte wieder in schöner Jugendfülle auf, und ein französischer Offizier, welcher von New-Orleans kam, um die Kolonien zu untersuchen, machte bald in ihr die Erinnerungen an den romantischen Janinsky dunkler. Nach einem halben Jahre der neuen Bekanntschaft war aus Agathen eine Madame Desfontaines geworden, und Herr Desfontaines, von so schönen Banden gehalten, legte seine Stelle nieder und ward Pflanze in der glücklichen Kolonie.

Der Gouverneur von New-Orleans, welcher schon längst versprochen hatte, das so hoch gerühmte Christinenthal zu besuchen, erfüllte endlich sein Wort. Er kam, nebst seiner Gemahlin und der reizenden Abelaide, seiner Tochter, und begleitet von einem großen Gefolge, in der Mitte Sommers an, um wenigstens einen Monat in der neuen Pflanzung zuzubringen. Ihm zu Ehren wurden eine Menge kleiner Feste veranstaltet, und die harmlose Freude schien sich aus der übrigen Welt nur in diesen unbekannten Winkel der Erde geflüchtet zu haben. — Aber eben dieser Aufenthalt des

Gouverneurs in Christinenthal hatte auf die bisherigen einförmigen Verhältnisse d'Aubants und der fürstlichen Pflanzerin einen Einfluß, den sie selbst nicht erwartet hatten.

Augustinens Heiterkeit verlor sich unvermerkt. Agathe sowohl als d'Aubant, fanden sie öfter, als gewöhnlich, auf dem Grabhügel Herberts gelehnt und in traurige Betrachtungen verloren. Zwar lächelte sie, sobald ein Freund vor ihr erschien; zwar belebte sie noch, wie immer, die Gesellschaften mit ihrem Frohsinn; aber dennoch empfand Jeder, der sie kannte, daß ihr Lächeln und ihr Scherz nur gezwungen sei. Niemand konnte in das Geheimniß ihres stummen Grames bringen.

Inzwischen dauerten die Zerstreuungen fort. D'Aubant hatte weniger Anlässe und Gelegenheiten, Augustinen zu beobachten. Er war von der Sorge um die Unterhaltung seiner Gäste hingerissen. Die muntere Abelaide umgaukelte ihn unaufhörlich, und der Gouverneur hatte tausend Dinge mit ihm ins Reine zu bringen. Die Gemahlin des Gouverneurs bemerkte mit innerm Wohlgefallen, wie sich Abelaide mit jedem Tage vertrauter an Herrn d'Aubant schloß. Sie theilte ihre kleinen Entdeckungen dem Gouverneur mit, und dieser hatte, so wie seine Gattin, manchen Grund, mit den Entdeckungen zufrieden zu sein. Denn die kleine flatterhafte Abelaide hatte ihr Herz schon einem Ingenieur, einem jungen, artigen Mann, schenken wollen; das wußten die Aeltern, und waren der Schenkung nicht gewogen gewesen. Sie hatten Abelaiden ernstlich die Liebe zum Ingenieur, als einem Mann bürgerlicher Abkunft, untersagt; das wußte Abelaide, und sie war ihrerseits dem Verbot nicht gewogen gewesen. — Jetzt schien sich das Mißverständniß sehr angenehm in einer Verbindung d'Aubants mit Abelaiden aufzulösen, und in der ganzen Kolonie zweifelte kein Mensch weiter daran.

D'Aubant läugnete freilich herzlich, so oft die liebenwürdige

Desfontaines ihn darum befragte; demungeachtet wollte er nie die Wahrheit und das Geheimniß all' der kleinen Vertraulichkeiten verrathen, so zwischen ihm und Abelaiden herrschten.

An einem schönen Nachmittag war die ganze Gesellschaft der Fremden von New-Orleans, nothwendig auch d'Aubant, eingeladen bei Augustinen. Augustine schien trüber, denn gewöhnlich, so viele Mühe sie sich auch gab, ihre Schwermuth zu verheimlichen. Auch der Gouverneur und seine Gemahlin waren ernster, denn sonst. Der flatterhaften Abelaide sah man sogar rothgeweinte Augen an; d'Aubant war stiller. Mit einem Wort, der Genius der Freude war treulos entwichen; Jedes lebte mehr in sich, als mit den Andern. Agathe allein hüpfte harmlos von Einem zum Andern, und konnte das räthselhafte Betragen einer Gesellschaft nicht begreifen, in welcher sonst Muthwille und Scherz daheim waren; und mochte sie auch forschen und fragen, wie sie wollte, Einer war geheimnißvoller, als der Andere.

Augustine ermannte sich. Sie stand im Glauben, daß ihre Niedergeschlagenheit, der sie so wenig Meisterin gewesen, Ursache von der unangenehmen Verstimmung der Uebrigen geworden sei. Ihre Gäste hatten sich im Garten und im daranstoßenden kleinen Parke paarweis zerstreut. Sie eilte dahin, um die Verlorenen zu sammeln.

Indem sie an einer kleinen, von Gebüsch umfangenen Wiese vorüberging, sah sie Abelaiden mit ausgebreiteten Armen gegen d'Aubant fliegen, welcher mit dem Ingenieur im Gespräch vertieft zu sein schien; sah, wie Abelaide den Letztern umarmte.

Augustine wandte sich schnell ab, um die Glücklichen nicht durch ihr Erscheinen zu stören. D'Aubant aber hatte die Fürstin bemerkt. Er überließ die freudenberauschte Tochter des Gouverneurs dem Geliebten, und eilte jener nach.

Sie stand an eine Zypresse gelehnt, und starrte finster vor sich

hin. Als sie seine Schritte vernahm und ihn erblickte, schien sie ihm entgegenzueilen zu wollen; doch die Kraft gebrach ihr. Sie war sehr blaß; sie lächelte ihn an, und ihre Augen waren von zitternden Thränen schwer.

„Ihnen ist nicht wohl?“ fragte d'Aubant ängstlich.

„Nicht ganz,“ antwortete sie: „aber es wird vorübergehen.“ Sie deutete mit der Hand auf einige bemooste Felsenstücke, welche im Schatten überhängender Gesträuche einen Ruheort bildeten.

D'Aubant führte sie dahin. Er setzte sich an ihrer Seite nieder. Beide schwiegen lange. Er ergriff ihre Hand plötzlich mit einer Hefigkeit, die sie erschreckte, und küßte sie mit ungewöhnlicher Inbrunst. „Machen Sie mich nicht unglücklich, Madame!“ rief er mit bebender Stimme: „Irgend eine Krankheit, irgend ein Uebel nagt an Ihrem Leben.“

Sie schlug die Augen zu ihm auf, und bemerkte Thränen in den seinigen. „Fürchten Sie nichts!“ erwiderte sie: „Mir ist wieder wohl. Es war eine Anwandlung — es ist schon vorüber.“

Eine neue Stille trat wieder ein.

„Ich habe,“ sagte er nach einiger Zeit, „Ihnen frohe Botschaft bringen wollen. Es ist mir gelungen, den Gouverneur und seine Gemahlin zu bewegen, die Einwilligung in die Verbindung Adelaïdens mit dem Ingenieur zu geben. Es hielt schwer. Aber der Gouverneur war wohl gezwungen, sein Jawort zu geben, da sich die beiden jungen Leute aus Lieb' und Leidenschaft schon zu sehr vergessen hatten, und dergleichen Schritte nicht wohl zurückgethan werden können. — Kommen Sie, nehmen Sie Theil an der Freude der Glücklichen, die jetzt wahrscheinlich zu den Füßen ihrer Aeltern liegen.“

Augustine schien von dieser Neuigkeit sehr überrascht. Sie that noch manche Frage, und, am Arm des Chevaliers gelehnt, ging sie, den Gouverneur zu suchen.

Die düstere Stille, welche noch vor einer Stunde in dem freundschaftlichen Kreise geherrscht hatte, war nun plötzlich verschwunden; das drückende Geheimniß von jeder Brust gewälzt. Man gab und empfing Glückwünsche, und überließ sich unbefangener, denn jemals, der Freude. Augustine, von dem Vergnügen ihrer Gäste beseelt, wollte das Fest krönen. Sie lud die benachbarten Pflanzler ein mit ihren Familien; auch ländliche Musik erschien, und beim Schimmer des Mondes und der Sterne wurde ein fröhliches Abendmahl gerüstet im Freien unter den Palmen.

Versöhnung, Dankbarkeit, Liebe, Hoffnung und Freundschaft bewegten jedes Herz. Man tändelte, man sang, man tanzte. Der Klang der Instrumente drang weit und melodisch durch die Stille des Abends hin, lockte die Bewohner und Bewohnerinnen der entfernten Hütten herbei, und vermehrte mit jeder Stunde das liebe Getümmel beim Schein der wehenden Fackeln und Lampen.

D'Aubant vermiste von ungefähr Augustinen. Sie hatte sich aus dem Gewühl zurückgezogen. Er fand sie nicht weit vom Tanzplatze, auf einer Bank im Garten, von wilden blühenden Gebüschen verdeckt.

„Darf ich mit Ihnen diese Einsamkeit theilen?“ sagte er.

„D'Aubant!“ sagte sie leise. Er saß schon neben ihr. Er wollte reden, ergriff ihre Hand, und vergaß, indem er diese Hand an seine Lippen zu pressen wagte, seine Worte.

Beide schwiegen. Die Zauberei des schönen Abends, die letzten Ereignisse, die Musik in der Ferne, schienen mächtiger auf beider Herzen zu wirken, nun in beider Brust die schöne Ahnung reger geworden: du lebst nicht ganz ungeliebt.

Augustine, aller Vergangenheit vergessend, sah mit träumenden Blicken in die verworrene Abendwelt hinaus. Wohlgerüche athmeten alle Stauden. Gesträuche, Hütten und Tänzer schwebten im fabelhaften Halblicht des Mondes; und wie Gestirne funkelte der rothe

Glanz der Kerzen durch das vom leisen Odem der Abendluft erschütterte Laub.

Was sie in diesem Augenblick an d'Aubants Seite empfand, glaubte sie noch nie empfunden zu haben, und wie sehr sie ihn liebte, schien sie nie so deutlich erkannt zu haben, als in diesen Augenblicken. Aber diese Augenblicke waren auch die ersten, in welchen er, der sonst nie seiner tiefen Ehrfurcht vor der schönen Fürstentochter vergessen hatte, die Schranken der Ehrfurcht brach. Er schwieg, und zitterte, und seine Lippen glüheten auf ihrer Hand. Seine Seele taumelte zwischen Entzücken und Furcht. Seine Verwegenheit führte ihn an die Schwellen des Himmels oder der Vernichtung, und diese Minuten wurden für ihn entscheidend.

Sie wollte ihre Hand ihm entziehen, und vermochte es nicht.

„D'Aubant!“ sagte sie schüchtern. Er drückte ihre Hand an seine von einem Seufzer tiefbewegte Brust. Sie schwieg; sie wollte den Seufzer unterdrücken, welcher dem seinigen antwortete. Aber er hörte ihn, und die Hoffnung der Gegenliebe in ihm.

Ein Geräusch in der Nähe weckte jählings beide aus ihren Träumen auf. Erschrocken zog Augustine die Hand zurück, zu lange schon die Beute des jungen Mannes. D'Aubant wich voller Ehrfurcht an die Seite. Der alte Gouverneur, von Lust und Wein beseelt, stand vor ihnen.

Beide schienen diese Ueberraschung so wenig erwartet, als gewünscht zu haben; sie konnten ihn nicht anreden, und sich nicht von den Gefühlen entstricken, in denen, wie in einem Garne, ihre Seelen seit einer Stunde und vielleicht länger kämpfend und verloren lagen.

Der Gouverneur sah sie eine Weile an. „Also hier?“ sagte er lachend: „Und so stumm? O, machen Sie beide mich nicht blind; ich habe es längst bemerkt. Hab' ich nun schon gern oder ungern heute eine Verlobung machen müssen, Herr Chevalier, so muß es

auf der Stelle noch die zweite, und, wenn morgen oder übermorgen der Missionär kommt, eine Doppelhochzeit geben.“ Ohne weiter Antwort abzuwarten, bog sich der Mann über beide nieder, schlug die Arme rechts um d'Aubant, links um Augustinen, preßte beide herzlich und so nahe zusammen, daß beider Lippen sich begegnen mußten.

D'Aubants Kuß brannte auf Augustinens schönen Lippen — Bewußtsein und Besonnenheit waren erloschen. Sie fühlte, in der Betäubung, des geliebten Mannes Mund glühen an dem ihrigen, und unwillkürlich antwortete ihm der süße Gegenkuß. Und in dem Wirbel unbekannter Wonnen versanken beide, zitternd, wie wenn sie sich aus der todten Erdenwelt in das Leben von Elysium verzaubert sähen, und schüchtern noch beim ersten Eintritt zweifelten.

Der Gouverneur lachte laut auf, ob seines glücklichen Rathes, und ging mit Recht triumphirend davon. Das Lachen rief d'Aubants Besinnung zurück. Er fürchtete, die der Fürstentochter schuldige Hochachtung verletzt, Augustinens Zorn verdient zu haben — und doch hielt Liebe ihn immer wieder an des wundervollen Weibes Brust. — „D'Aubant!“ lächelte sie hehend, und erwiderte leise den Kuß, der ihre Lippen versiegelte. Er schlug seine Arme um sie. Er fühlte sich von dem schönsten, dem edelsten Wesen, so er jemals in der Welt gefunden, umfassen. Er war ein Gott.

Ein fröhliches Geräusch drang durch die Gebüsche heran, und die Kerzen leuchteten näher. Hand in Hand gingen der Chevalier und Augustine der herbeiströmenden Gesellschaft entgegen. Sie empfingen, als Neuverlobte, die Glückwünsche Aller, und konnten keine Antwort stammeln, und hatten sich selbst noch nicht mit Worten gestanden, was sie fühlten und dachten.

Den Chevalier floh diese Nacht der Schlaf; er schwebte, wie im wilden Fieber. Erst am Morgen ziemlich spät erquickte ihn ein leichter Schlummer. Und da er erwachte, war's ihm ein Märchen von dem, was gestern geschehen.

Furchtsam machte er sich auf, um Augustinen zu sehen — um, wenn sie vielleicht den schönen Kausch bereuen würde . . . Doch was dann thun, war ihm ja selbst noch dunkel.

Sie war einsam, noch im häuslichen Gewande; aber schöner war sie nie erschienen. Bei d'Aubants Eintritt ins Zimmer schwamm eine sanfte Röthe über ihr Gesicht. Sie erhob sich vom Stuhl, und wagte nicht zu ihm aufzusehen. Und doch, so sagte ihr ganzes Wesen, und der stille Ernst, der sie beherrschte, daß sie sich bereitet hatte, ihm ein ernstes Wort zu sprechen über das Geschehene.

Er fiel zu ihren Füßen nieder — er konnte keine Silbe des Grußes stammeln. Sie winkte ihm aufzustehen. Er erhob sich, und mit seinen Augen wollte er in den ihrigen Gnade oder Fluch lesen. Sie starrte ihn traurig, zärtlich an, und was gesprochen werden sollte, ward vergessen. Sprachlos, Herz an Herz, vergaßen sie des ganzen Weltalls; nur in zitternden Seufzern, nur in Thränen tiefgefühlten Glücks redeten ihre Seelen zu einander.

Und wie gestern machte auch diesmal der Gouverneur ihrer Begeisterung ein Ende. Er trat herein, an seiner Hand den Geistlichen von Andayes, und hinter ihm ein fröhliches Gefolge: Agathe mit ihrem Desfontaines, und andere von der Begleitung des Gouverneurs und aus der Kolonie.

Agathe schlang sich schluchzend um Augustinen und küßte sie mit hoher Inbrunst und rief: „Wohl hat mir's immer eine geheime Stimme flüstern wollen, und ich wagte es nicht, ihr zu glauben. Du liebe, göttliche Pflanzerin, bist glücklich! ich kröne dich hier mit dieser Mirtenkrone: Christinenthal ist deine Monarchie; Liebe, Tugend und Seligkeit sind deines Hofstaats Glanz — vergiß nun deiner Agathe nicht in d'Aubants Armen.“

Wirklich heftete Madame Desfontaines die frische Mirtenkrone auf Augustinens Haupt, von welchem in reizender Unordnung die Locken wallten über Achseln und Nacken. — Der ganze Zug ging

zur nächsten Kapelle, und die verwittwete Fürstin ward — vermählt mit dem Geliebten — Madame d'Aubant.

N a c h s c h r i f t.

Und eine Reihe seliger Monde und Jahre blühte dem hochbeglückten Paar in Louisiana's Einsamkeit auf. Die Geburt einer reizenden Tochter erhöhte das Glück der fürstlichen Mutter. Sie säugte ihr Kind selbst, und unterrichtete es, sobald es stammeln lernte, in ihrer Muttersprache, der deutschen.

So hatte das erhabene Weib, indem es stiegend über die Vorurtheile der Welt, und nur in seine Tugend gehüllt, dahin ging, das harte Schicksal unter eigenen Willen gebeugt. Selbstschöpferin ihres Wirkungskreises in unbekannten Regionen, bereitete sich die muthmaßliche Erbin des größten Reichs der Welt ihr Glysium in den Gärten harmloser Pflanze, und fand sie hier unter wilden Völkerschaften ein himmlischeres Loos, als im kaiserlichen Palast von Petersburg ihr nie zu Theil werden konnte.

So verfloß der schönste und wichtigste Zeitraum ihres Lebens. D'Aubants Pflanzungen vergrößerten sich mit jedem Jahre. Er herrschte im Ueberfluß.

Zwei Umstände aber trafen späterhin zusammen, durch welche die Glücklichen veranlaßt wurden, ihren Aufenthalt zu verändern — eine Krankheit d'Aubants, welche ohne Berathung mit geschickten Aerzten in ihren Folgen gefährlich zu werden drohte, und die falsche, golddürstige Politik des neuen Gouverneurs zu Neu-Orleans.

Sie verkauften ihre Pflanzungen mit großem Gewinn, und reisten beide nach Frankreich zurück. Die Prinzessin glaubte in Europa längst schon vergessen zu sein. Sie kamen nach Paris, d'Aubant übergab sich den Aerzten, und nahete bald seiner Genesung.

Eines Tages ging Augustine mit ihrer Tochter lustwandelnd

durch den Garten der Tuileries. Beide unterhielten sich in deutscher Sprache. Graf Moriz, der Marschall von Sachsen, stand in der Nähe und bemerkte die Damen. Da sie in seiner Muttersprache redeten, wollte er die Gelegenheit nicht verlieren, mit so liebenswürdigen Landsmänninnen Bekanntschaft anzuknüpfen. Er trat zu ihnen und erkannte die Prinzessin von Wolfenbüttel, welcher seine Mutter, die Gräfin von Königsmark, vor mehreren Jahren zur Flucht aus St. Petersburg geholfen. Vergebens wollte sich die Ueberraschte ihm verbergen. Sie war einmal erkannt, und der Marschall bat um die einzige Gnade, ihre Anwesenheit in Paris dem König zu melden. — Alle Vorstellungen der Prinzessin waren dagegen fruchtlos. Sie ergab sich endlich in seine dringenden Bitten; doch unter der Bedingung, daß er das Geheimniß nur drei Monate lang bewahren solle. Er versprach's, und erhielt dafür die Erlaubniß, daß er der Prinzessin von Zeit zu Zeit seine Aufwartung machen dürfte.

Der Chevalier war inzwischen wieder vollkommen gesund geworden. Und als der Marschall am Ende des bestimmten Vierteljahrs die Prinzessin noch einmal besuchen wollte, bevor er dem König die wichtige Entdeckung machte, war sie mit ihrem Gemahl und ihrer Tochter verschwunden. Doch erfuhr er, daß sie sich nach Ostindien eingeschifft, und die Insel Bourbon zum Wohnort gewählt hätten.

Graf Moriz eilte zum König. Dieser, nicht minder durch die Entdeckung überrascht, ließ auf der Stelle, durch seinen Minister, dem Gouverneur der Insel befehlen, den Chevalier d'Aubant und dessen Gemahlin mit der ausgezeichnetsten Achtung zu behandeln, und ihnen in allen Wünschen vorzueilen. Aber damit noch nicht zufrieden, schrieb der König eigenhändig einen Brief an die Königin von Ungarn, wiewohl er mit ihr im Kriege war, und unterrichtete sie von den außerordentlichen Schicksalen ihrer, längst als todt beweinten, Tante.

Die Antwort der Monarchin enthielt, außer den Empfindungen ihres Dankes, ein beigefügtes Schreiben an Madame d'Aubant. Die Königin bat sie, zu ihr an den Hof zu kommen; der König von Frankreich werde für ihren Gemahl und für die Tochter, so sie mit demselben erzeugt hatte, auf das Glänzendste sorgen. — Aber die Prinzessin antwortete ihres hohen Geistes würdig und im stolzen Gefühl ihres Glückes. Sie verwarf alle Anträge und blieb in ihrem Dunkel. Auf der Insel Bourbon war sie noch im Jahr 1754.

Nach dem Tode ihres Mannes und ihrer Tochter begab sie sich wieder nach Europa. Viele behaupten, daß sie sich nach Montmartre zurückgezogen habe, wo man sie noch im Jahr 1760 gesehen haben will.

Anderere versichern, daß sie den Abend ihres tugendhaften Lebens in Brüssel gelebt habe, wo ihr eine ansehnliche Pension aus dem Hause Braunschweig ward. Hier war sie aller Armen Trösterin; jeder Unglückliche fand Hilfe bei ihr, wenn ihn die Welt verlassen hatte. Eine unzerstörbare, sanfte Heiterkeit schwebte in ihren Gesichtszügen, wie Wiederglanz ihres innern Seelenfriedens. Nahe an siebenzig Jahren bewahrte sie noch Spuren ihrer ehemaligen Schönheit; und die Fülle reiner und beseligender Empfindungen, mit denen sie einst die Tage ihrer Jugend durchwandelte, blieben ihr noch im stillen Lebenswinter getreu.

Und als sie nun, so wird von ihr erzählt, die holbe Stunde schlagen hörte, welche ihre Seele wieder vereinen sollte, mit dem vorangegangenen Freund ihres Herzens, mit d'Aubant und ihren Kindern — und als Aller Augen an ihrem Sterbebette weinten, wandte sie sich noch mit sanftem Lächeln zu den Klagenden, und sprach:

„Ich habe einen schönen Traum geträumt; nun laßt mich doch zum Leben erwachen!“
